Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 163 (1995)

Heft: 41

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

KIRCHE

41/1995 12. Oktober 163. Jahr

Erscheint wöchentlich, jeweils donnerstags

Inkulturation in Afrika
Nachsynodales Schreiben «Ecclesia in Africa» 573

Kirchen im Nachkriegseuropa
Eine Studie von Victor Conzemius 574

So ist unser Gott – und doch nicht so
29. Sonntag im Jahreskreis: Lk 18,1–8 577

Neuer Start des St. Galler Seelsorgerates Es informiert Arnold B. Stampfli 579

Bioethik
Eine Buchbesprechung von Christian Kissling 579

Berichte 581

Hinweise 584

Amtlicher Teil 585

Schweizer Kirchenschätze
Benediktinerinnenkloster zu Allen Heiligen in der Au bei Einsiedeln: Madonna mit Kind (17. Jahrhundert)

Inkulturation in Afrika

In Yaoundé (Kamerun), der ersten Station seiner 11. Afrika- und 67. Auslandreise, unterzeichnete Papst Johannes Paul II. das Nachsynodale Apostolische Schreiben «Ecclesia in Africa» «an die Bischöfe, Priester, Diakone, Ordensleute und alle gläubigen Laien über die Kirche in Afrika und ihren Evangelisierungsauftrag im Hinblick auf das Jahr 2000». Mit diesem Schreiben will der Papst darlegen, was im Verlauf der Besonderen Versammlung der Bischofssynode für Afrika vom 10. April bis 8. Mai 1994 «herangereift ist» – «Frucht einer instensiven und langen kollegialen Arbeit». Ein herausragendes Thema der Synode wie des Nachsynodalen Schreibens ist die Inkulturation. Im folgenden dokumentieren wir drei Nummern, die die Unerlässlichkeit der Inkulturation (Nr. 59: Dringlichkeit und Notwendigkeit) wie ihre durch die Gesamtkirche gesetzten Grenzen (Nr. 62: Kriterien und Bereiche) benennen sowie eine konkrete Anwendung vornehmen (Nr. 63: Kirche als Familie Gottes).

Redaktion

59. Die Synodenväter haben wiederholt die besondere Bedeutung unterstrichen, die bei der Evangelisierung der Inkulturation zukommt, also jenem Prozess, durch den «sich die Katechese in den unterschiedlichen Kulturen ‹*inkarniert*›».[86] Die Inkulturation weist eine doppelte Dimension auf: einerseits «die innere Umwandlung der authentischen kulturellen Werte durch deren Einfügung ins Christentum» und andererseits «die Verwurzelung des Christentums in den verschiedenen Kulturen».[87] Die Synode betrachtet die Inkulturation als eine Priorität und Dringlichkeit im Leben der Teilkirchen für eine tatsächliche Verwurzelung des Evangeliums in Afrika,[88] als «ein Erfordernis der Evangelisierung»,[89] als «einen Weg zur vollen Evangelisierung»,[90] als eine der grössten Herausforderungen für die Kirche auf dem Kontinent angesichts des nahenden dritten Jahrtausends.[91]

62. Das ist eine schwierige und heikle Aufgabe, denn sie stellt die Treue der Kirche zum Evangelium und zur apostolischen Überlieferung in der ständigen Entwicklung der Kulturen in Frage. Zu Recht haben die Synodenväter daher bemerkt: «Was die raschen kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Veränderungen betrifft, so werden unsere Ortskirchen an einem immer wieder erneuerten Inkulturationsprozess arbeiten und dabei folgende zwei Kriterien beachten müssen: die Vereinbarkeit mit der christlichen Botschaft und die Gemeinschaft mit der Universalkirche (...). Auf jeden Fall wird man dafür sorgen müssen, jeden Synkretismus zu vermeiden».[96]

«Als Weg zu einer vollständigen Evangelisierung zielt die Inkulturation darauf ab, den Menschen in die Lage zu versetzen, angesichts der

vollen Anhänglichkeit an Gottvater und eines heiligmässigen Lebens durch die Wirkung des Heiligen Geistes Jesus Christus in die Gesamtheit des persönlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Daseins aufzunehmen».[97]

Indem die Synode Gott für die Früchte dankte, die die Anstrengungen der Inkulturation für das Leben der Kirchen des Kontinents, besonders für die alten orientalischen Kirchen Afrikas bereits erbracht haben, empfahl sie «den Bischöfen und allen Bischofskonferenzen, dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die Inkulturation sämtliche Bereiche des Lebens der Kirche und der Evangelisierung einbezieht: Theologie, Liturgie, Leben und Aufbau der Kirche. Das alles unterstreicht, dass es einer Untersuchung im Bereich der afrikanischen Kulturen in ihrer ganzen Komplexität bedarf». Aus diesem Grund hat die Synode die Hirten aufgefordert, «sich weitestgehend die vielfältigen Möglichkeiten zunutze zu machen, die die derzeitige Disziplin der Kirche diesbezüglich bereits vorsieht».[98]

63. Die Synode hat nicht nur von Inkulturation gesprochen, sondern hat sie auch konkret angewandt, wenn sie als Leitgedanken für die Evangelisierung Afrikas die Idee von der *Kirche als Familie Gottes*[99] übernahm. Darin erkannten die Synodenväter einen für Afrika besonders passenden Ausdruck für das Wesen der Kirche. Dieser bildhafte Ausdruck betont nämlich die Sorge um den anderen, die Solidarität, die Herzlichkeit der Beziehungen, die Annahme, den Dialog und das Vertrauen.[100] Die Neuevangelisierung wird daher *den Aufbau der Kirche als Familie* anstreben, wobei jeder Ethnozentrismus und jeder übertriebene Partikularismus ausgeschlossen und stattdessen versucht werden soll, auf die Aussöhnung und eine echte Gemeinschaft zwischen den verschiedenen Völkerschaften hinzuarbeiten durch Förderung der Solidarität und der Verteilung des Personals und der Mittel zwischen den Teilkirchen, ohne Ansehen der ethnischen Herkunft.[101] «Man kann nur wünschen, dass die Theologen die Theologie von der Kirche als Familie erarbeiten, mit dem ganzen Reichtum, der diesem Begriff innewohnt, und dabei die Komplementarität dieses Begriffes durch andere Kirchenbilder entwickeln».[102]

Das setzt ein gründliches Nachdenken über das biblische und das Erbe der Überlieferung voraus, wie es das II. Vatikanische Konzil in der dogmatischen Konstitution Lumen gentium vorgestellt hat. Der wunderbare Text legt die Lehre über die Kirche dar und greift dabei auf Bilder aus der Heiligen Schrift zurück, wie Mystischer Leib, Volk Gottes, Tempel des Geistes, Herde und Schafstall, Haus, in dem Gott mit den Menschen wohnt. Nach Aussage des Konzils ist die Kirche Braut Christi

[86] Johannes Paul II., Apostol. Schreiben Catechesi tradendae (16. Oktober 1979), 53: AAS 71 (1979), 1319.
[87] Johannes Paul II., Enzyklika Redemptoris missio (7. Dezember 1990), 52: AAS 83 (1991) 229; vgl. Propositio 28.
[88] Vgl. Propositio 29.
[89] Propositio 30.
[90] Propositio 32.
[91] Vgl. Propositio 33.
[96] Propositio 31.
[97] Propositio 32.
[98] Ebd.
[99] Vgl. II. Vat. Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche Lumen gentium, 6.
[100] Vgl. Propositio 8.
[101] Vgl. ebd.
[102] Ebd.
[103] Vgl. ebd.
[104] II. Vat. Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche Lumen gentium, 1. Siehe die Kapitel I und II in ihrer Gesamtheit.

Kirche in der Welt

Alte Lasten neuer Anfang: Kirchen im Nachkriegseuropa

Der 8. Mai 1945 war für die Kirchen in Deutschland keine Stunde Null. Die Kirchen beider Konfessionen, insbesondere die katholische, waren die einzigen Grossorganisationen, die in ihrem institutionellen Gefüge die Schikanierung und Marginalisierung durch den Nationalsozialismus einigermassen funktionsfähig überstanden hatten. Zwar hatte der Führer die Generalabrechnung mit den Kirchen auf die Zeit nach dem Sieg verschoben. Doch abgerechnet wurde jetzt mit ihm und seinen Trabanten, die nicht nur das deutsche Volk, sondern ganz Europa in die grösste Katastrophe seiner Geschichte gestürzt hatten. Der neue deutsche Mensch, den die Nationalsozialisten an Stelle des Christen setzen wollten, vermoderte in den Schützengräben in Ost und West, verbrannte zur Unkenntlichkeit im Bombenkrieg gegen deutsche Städte, oder irrte ziel- und heimatlos auf den Strassen des Flüchtlingselends. Die Werte, für die die Kirchen eingestanden waren, und die sie verbürgende Herrschaft Gottes über alle Anmassung von Menschen hatten eine eklatante Rechtfertigung gefunden. Buchstäblich erfüllte sich, was in den von den Nazis verbrannten jüdischen Büchern stand, im 2. Buch Mose: Ross und Reiter warf er ins Meer.

Doch für ausgelassene Siegesstimmung war in den Kirchen kein Raum. Zu hoch war der Blutzoll, den tapfere Christen entrichtet hatten, zu schreiend die Not der Menschen, die als Ausgebombte, als Heimatvertriebene, als Flüchtlinge an die Türen der Pfarrhäuser klopften. Noch in der letzten Phase des Zusammenbruchs hatten Kirchenmänner sich dafür eingesetzt, sinnlose Zerstörungen zu begrenzen. Der westfälische Landpfarrer, der nach der Flucht der nationalsozialistischen Goldfasane vor seinem Dorf die weisse Fahne schwenkte, und der Regensburger Domprediger Johann Maier, der die Parteistellen aufforderte, die aussichtslosen Kampfhandlungen einzustellen, und dafür gehenkt wurde, stehen für manche andere, die bereit waren, für das deutsche Volk den Opfertod auf sich zu nehmen.

Hinzu kam, dass die Kirchen einen Kredit besassen, den sie sich durch ihre Weigerung, sich vom totalitären Staat gleichschalten zu lassen, und durch die Bereitschaft einzelner ihrer Glieder zum Martyrium, verdient hatten. Den protestantischen Kirchen waren Kirchenspal-

tung und Einbruch des Neuheidentums nicht erspart geblieben. Aber auch hier besassen diejenigen, die sich den bösen Mächten entgegengestellt hatten, insbesondere die Vertreter der zahlenmässig nicht ins Gewicht fallenden Bekennenden Kirche, einen Vertrauensvorschuss. Für das darniederliegende deutsche Volk, aber auch für weite Kreise der westlichen Besatzungsmächte waren die Kirchen die einzigen Ansprechpartner.

und unsere Mutter, heilige Stadt und Anfang des künftigen Reiches. Diesen eindrucksvollen Bildern wird man aufgrund der Empfehlung der Synode Rechnung tragen müssen, wenn eine auf den Begriff Kirche als Familie Gottes eingestellte Ekklesiologie entwickelt werden soll.[103] So wird man die Aussage, von der die Konzilskonstitution ausgeht, in ihrer ganzen Fülle und Dichte bewerten können: «Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heisst Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit».[104]

Schuldbekenntnis ja: Kollektivschuld nein

Siegerpose und Triumphalismus waren den Bischöfen fremd. Sosehr sie sich gegen eine Kollektivschuld des deutschen Volkes wehrten – hierin kräftig von Papst Pius XII. unterstützt –, so deutlich bekannten sie, an der Katastrophe mitschuldig geworden zu sein. Erzbischof Gröber von Freiburg sprach am Tag der deutschen Kapitulation im Rückblick auf den Unrechtsstaat von «unserer Schande». Er bekannte, «dass auch uns, wenigstens vor Gott, manche Schuld treffe». Im Fuldaer Hirtenbrief von 1945 heisst es: «Furchtbares ist in Deutschland schon vor dem Kriege und durch Deutsche während des Krieges in den besetzten Ländern geschehen. Wir beklagen es zutiefst: Viele Deutsche, auch aus unseren Reihen, haben sich von den falschen Lehren des Nationalsozialismus betören lassen, sind bei den Verbrechen gegen menschliche Freiheit und menschliche Würde gleichgültig geblieben; viele sind selber Verbrecher geworden. Schwere Verantwortung trifft jene, die aufgrund ihrer Stellung wissen konnten, was bei uns vorging, die durch ihren Einfluss solche Verbrechen hätten hindern können und es nicht getan haben, ja diese Verbrechen ermöglicht und sich dadurch mit den Verbrechern solidarisch erklärt haben.»

Allgemeiner gehalten und weniger konkret war das protestantische Schuldbekenntnis: «Wohl haben wir lange Jahre hindurch im Geiste Jesu Christi gegen den Geist gekämpft, der im nationalsozialistischen Gewaltregiment seinen furchtbaren Ausdruck gefunden hat; aber wir klagen uns an, dass wir nicht mutiger bekannt, nicht treuer gebetet, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben» (Stuttgarter Erklärung vom 18. Oktober 1945).

Hinwendung zur Demokratie

Pastor Martin Niemöller, der sich vom glühenden Deutschnationalen in der Erfahrung des NS-Terrorregimes zum überzeugten Demokraten gewandelt hatte, war einer derjenigen, die am entschiedensten einen Neubeginn in Richtung öffentlicher Verantwortung der Kirchen forderten. Die Kirche der Zukunft dürfe nie wieder aus falschverstandenem Luthertum eine Behördenkirche werden. In der Tat wurde das deutsche Luthertum erst durch den Zusammenstoss mit dem totalitären Staat an ein grosses protestantisches Erbe erinnert, das in den Traditionen des reformierten und angelsächsischen Protestantismus besser bewahrt worden war. Aus diesem Erbe war in entscheidendem Mass die liberaldemokratische Staatsauffassung der Neuzeit hervorgegangen.

Wenn die deutschen Protestanten erst durch die Erfahrung der Staatsdiktatur ihr Misstrauen gegenüber der liberalen Demokratie ablegten, so galt dies noch viel mehr für die kirchlichen Amtsträger auf katholischer Seite. Dem Liberalismus als politischer Doktrin haftete hier der Makel der Auflösung und des Individualismus an. Seit mehr als einem Jahrhundert wurde das Weltbild des Liberalismus, das auch christliche Elemente enthielt, als zersetzend gebrandmarkt. Kirchenleuten war die auf den Liberalismus zurückgehende westliche Demokratieauffassung suspekt. Die katholische Seite witterte hier protestantisches Erbgut, das sie meinte zurückweisen zu müssen. Noch viele Jahre gefielen sich katholische Kirchenmänner darin, eine jener oberflächlichen geistesgeschichtlichen Genealogien auszuziehen, die den Protestantismus für die fatale Entwicklung nach 1933 haftbar macht: von der Reformation über den Liberalismus zum Nationalsozialismus.

Dieses gegenseitige Aufrechnen, das aus konfessionalistischer Enge kam, belastete das Verhältnis der Konfessionen auch im Wiederaufbau. Gelegentlich nahm diese Abgrenzung auch noch nach Jahren mitunter groteske Züge an. Seltsam mutet an, dass noch 1962 in der Pädagogischen Hochschule in München der Sportunterricht nach Konfessionen getrennt stattfand.

Die Kirchenvision von Alfred Delp

Diese Vorkommnisse, die wir in einer multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft kaum mehr nachempfinden können, sind Reflexe einer Geisteshaltung strenger konfessioneller Apartheid. Diese Einstellung hatte nach 1933 verhindert, dass die beiden grossen Kirchen die gemeinsame Bedrohung des Christlichen und damit auch des Humanum erkannten und sich in der Gegenwehr eng zusammenschlossen. Der Jesuit Alfred Delp, den die Nationalsozialisten in die Verschwörung des 20. Juli 1944 hineinzogen und am 2. Februar 1945 hinrichteten, hatte die Zukunftsfähigkeit der Kirchen von zwei Sachverhalten abhängig gemacht: vom Verzicht auf kleinlichen Konfessionalismus und von der Rückkehr der Kirchen in die Diakonie, das heisst in den Dienst der Menschheit.

«Das eine gleich vorweg: dies ist so selbstverständlich, dass ich es gar nicht weiter eigens aufzähle. Wenn die Kirchen der Menschheit noch einmal das Bild einer zankenden Christenheit zumuten, sind sie abgeschrieben. Wir sollen uns damit abfinden, die Spaltung als geschichtliches Schicksal zu tragen und zugleich als Kreuz. Von den heute Lebenden würde sie keiner noch einmal vollziehen. Und zugleich soll sie unsere dauernde Schmach und Schande sein, da wir nicht imstande waren, das Erbe Christi, seine Liebe, unzerrissen zu hüten.»

Jedesmal, wenn ich diesen Text lese, befällt mich die innere Bewegung, die ich empfand, als ich ihn, es muss um 1950 gewesen sein, zum ersten Mal las. Für einen heutigen Leser sind es gutgemeinte Selbstverständlichkeiten, die Pater Delp im Angesicht des Todes niederschrieb. Doch ihre Aktualität haben sie weder für den innerkirchlichen noch für den zwischenkirchlichen Raum verloren.

Nicht minder zeitgemäss bleibt der zweite Sachverhalt, den Delp anmahnte, die Rückkehr der Kirchen in die «Diakonie»: in den Dienst der Menschheit. «Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack oder die Regeln einer noch so bewährten kirchlichen Gemeinschaft.»

In beiden Bereichen, in demjenigen der Beziehung der Konfessionen unterein-

ander und in dem der Rückkehr der Kirche in die Diakonie hat ein Lernprozess auf breiter Basis die Kirchen erfasst. Das Versagen der Christen den verfolgten Juden gegenüber hat einen Reflexionsprozess in den Kirchen ausgelöst, die die Verantwortung für ihr Wächteramt in der Frage der Menschenrechte allgemein geschärft hat. In der Nachkriegszeit wurden die Kirchen von der Diakonie für den ausgeplünderten und am Wegrand liegenden Menschen in einem Ausmass in die Pflicht genommen, wie Delp das sich wohl kaum vorgestellt hatte. Über diese Hilfe, die vielfach unbürokratisch an den staatlichen Amtsstellen vorbei geleistet wurde, wurde kaum Buch geführt. Freilich stiess die Hilfsbereitschaft der Kirchen auch an die Grenzen ihrer Mitglieder, die ihr Christsein so verstanden, dass sie vermeinten, sich gegen den ungebetenen Einzug fremder Landsleute verbarrikadieren zu müssen. Doch aufs Ganze gesehen hat die Erfahrung bitterer Not die Christen in Deutschland sensibel und hellhörig gemacht für die Not in der weiten Welt. Bereits vierzehn Jahre nach dem Zusammenbruch nahm die Bereitschaft zur Solidarität mit Völkern der Dritten Welt und Ländern in Not feste Konturen an. Im Jahre 1959 sammelte das Hilfswerk der deutschen Bischöfe, Misereor, erstmals die erstaunliche Summe von 33 Millionen Mark. Christen beider Konfessionen haben seither in vielfältig spezialisierten Hilfsaktionen Beiträge in Milliardenhöhe gespendet und entscheidend dazu beigetragen, dass Entwicklungshilfe auch im Haushaltsplan der Bundesregierung ihren festen Ort bekam.

Alfred Delp hatte in seiner Zukunftsvision nicht die Abschaffung der Konfessionen gefordert, sondern den Abbau eines engen rechthaberischen Konfessionalismus. Zu diesem Abbau hat die Verständigung der Konfessionen sehr viel beigetragen, die als Una-Sancta-Bewegung in den dreissiger Jahren in kleinen Gruppen theologischer Vorreiter Fuss fasste und der ökumenischen Bewegung die Wege bereitete. Von zentraler Bedeutung für den Wiederaufbau des Landes wurde jedoch die Initiative von Christen beider Konfessionen, sich in einer politischen Partei, der CDU, zusammenzuschliessen, konfessionelle Vorbehalte zurückzustellen und sich auf ein gemeinsames politisches Programm zu einigen. Der Schweizer Theologe Karl Barth meinte 1945 – auch das ist typisch für eingerostete Vorurteile –, den bereits damals sich abzeichnenden Schulterschluss als Trug zurückweisen zu müssen. Wie im einzelnen diese Politik auch beurteilt werden mag, diese Initiative hat Massstäbe gesetzt, hinter die die Konfessionen selber nicht zurückgehen konnten.

■ Deutschland: Restaurativer Kirchenkurs?

Mit ihrem grossen Verwaltungsapparat und ihren festgefügten Organisationsformen geraten die Kirchen angesichts schrumpfenden gesellschaftlichen Einflusses und ansteigender Kirchenaustritte unter Beschuss. Die Leistungen, die sie für den Wiederaufbau Deutschlands erbracht haben, schwinden aus der Erinnerung. Besonders der katholischen Kirche wird unterstellt, sie versuche das Staatswesen unter die Kontrolle ihrer Moralvorstellungen zu bringen. Manchmal wird auch der bereits in den sechziger Jahren auftauchende Vorwurf aufgewärmt, ihre globale Orientierung nach 1945 sei restaurativ gewesen. In der Kirche gebe ein angepasster Milieukatholizismus den Ton an. Ohne das Faktischgewordene zur unabänderlich gültigen Form erklären zu wollen, wird man bei dieser Kritik doch fragen müssen, wieweit ernsthafte Alternativen zur Entwicklung eines kirchlichen Gegenmodells bestanden haben. Die Kirchen in Deutschland haben aus ihrer Vergangenheit ein engeres Verhältnis zum Staat als in anderen europäischen Ländern. Es lag nahe, an diesen Vorgaben anzuknüpfen, zumal die staatlichen und kommunalen Organe, soweit sie überlebt hatten und funktionsfähig waren, sich gerne an die Kirchen anklammerten und hier Orientierung suchten, nachdem alle Lichter ausgegangen waren.

■ Die Schweiz

Die Amtsträger beider Konfessionen in der Schweiz haben die kirchlichen Ereignisse der NS-Zeit im benachbarten Deutschland zunächst distanziert vom Standpunkt der jeweiligen Konfession aus verfolgt. Dass es sich um eine in Etappen angelegte Vernichtungskampagne gegen das Christentum handelte, ist zunächst nur wenigen bewusst geworden. Immerhin besass die reformierte Schweiz in Karl Barth einen Heimkehrer und Warner, der die Dinge beim Namen nannte. Im reformierten Raum blieb die Organisation von Hilfeleistungen Einzelnen – Paul Vogt, Gertrud Kurz – überlassen; erst langsam wuchs das Empfinden für die Notwendigkeit eines kirchlichen Wächteramtes, das sich seiner speziellen Verpflichtung für die Flüchtlinge, insbesondere für rassisch Verfolgte, bewusst wurde.

Auf katholischer Seite war man stärker mit sich selber beschäftigt; die Nachwirkungen des kulturellen «Gettos» bewirkten hier eine grössere unreflektierte Nähe zur staatlichen Flüchtlingspolitik und zur Betonung patriotischer Verlässlichkeit. Der Westschweizer Charles Journet mit seinen tapferen Aufsätzen in der Zeitschrift «Nova et Vetera» war eine Ausnahme. Der Einsatz für Flüchtlinge blieb auch hier auf einzelne beschränkt, die wegen familiärer Beziehungen oder freundschaftlicher Verbundenheit mit Emigranten in Kontakt gekommen waren. Bischof Besson von Freiburg setzte sich für Einzelpersonen ein; die vatikanische Informationsstelle für Kriegsgefangene versuchte über Schweizer Kanäle zu vermitteln. Bischof Jelmini von Lugano unterstützte tatkräftig die Bemühungen, den Flüchtlingen aus dem faschistischen Italien im Tessin Unterkunft zu gewähren. Dass auch hier viel Hilfsbereitschaft brachlag, zeigt der rasante Aufstieg der Schweizer Caritas im letzten Kriegsjahr und besonders in den Nachkriegsjahren. Die Zahl der Mitarbeiter, die vor dem Weltkrieg nicht mehr als zwei bis drei hauptamtliche Mitarbeiter betragen hatte, stieg 1944 auf 33, 1947 waren es über 100. Die Hilfeleistungen der Schweizer Caritas nach 1945 in verschiedenen europäischen Ländern, vor allem in Deutschland, trugen dazu bei, eine gewisse katholische Selbstgenügsamkeit aufzusprengen.

Als Altlast verblieb freilich die Apartheid der Konfessionen. Karl Barth bezeichnete 1945 nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus den tastenden politischen Zusammenschluss von Politikern beider Konfessionen in Deutschland als bedenklich, ja als «Trug». Im Evangelischen Pressedienst fuhr Arthur Frey fort, ein Negativbild des Katholizismus zu verfestigen. Die Heiligsprechung des Bruders Niklaus von Flüe im Jahr 1947 wurde als trojanisches Pferd des «politischen Katholizismus» gedeutet. In Graubünden kam es zwischen 1944 und 1949 zu einem Mini-Kulturkampf in der Presse. Doch wuchs in den Jahren nach 1950 über «Bewegungen» wie die liturgische und die biblische Bewegung Gemeinsames. Die ökumenischen Kreise, für die Otto Karrer in Luzern sich besonders aktiv einsetzte, bildeten Brückenköpfe für eine Verständigung unter den Konfessionen. Bilanzierend dürfen die fünfziger Jahre mit ihren pastoralen Bemühungen unter Jugendlichen und Akademikern als Aufbruchzeit des schweizerischen Katholizismus gelten. In seiner Theologie leistete er erstmals einen bemerkenswerten gesamtkirchlichen Beitrag. Andrerseits trug die Auflösung des katholischen Milieus, die sich gleichzeitig im Hintergrund anbahnte, wesentlich zur Verschärfung der

So ist unser Gott – und doch nicht so

29. Sonntag im Jahreskreis: Lk 18,1–8

«Am Ende kommt sie noch und haut mir eine runter», nämlich die Witwe in unserem Evangelium. Jesu Rede war offenbar volksnah und entbehrte nicht der derben Ausdrücke. Er hatte nicht so schnell Angst, die Ehrfurcht zu verletzen: die «Auserwählten dürfen Gott die Ohren voll schreien». Er zitiert seine Gegner, die von ihm sagen, er sei «ein Fresser und Säufer, ein Kumpan von Zöllnern und Sündern» (Mt 11,19). Auch viel Humor klingt mit in der kleinen Geschichte von der zudringlichen Witwe, die den lächerlich protzigen kleinen Diktator herumkriegt. Ja, Jesus verstand es, alle Register eines volkstümlichen Predigers zu ziehen.

Die Sinnspitze in der vorliegenden Parabel wird von Jesus klar angegeben: es geht um das Beten, näherhin um das Bittgebet und seine Eigenschaft, die Beharrlichkeit. Lukas ist bekanntlich der Evangelist, der die meisten Aussagen über das Gebet aufgeschrieben hat.

Unserer Geschichte eng verwandt ist die auf den Vaterunser-Text (11,5–8) folgende Geschichte vom ungestümen Freund, der in der Nacht bei seinem Freund um drei Brote anhält. Der Katechismus von einst hat aufgezählt, wie das Gebet sein soll: vertrauensvoll, beharrlich, demütig. Aus dem «beharrlich» wird dann bei recht vielen Gläubigen ein «lang». Man muss viele Vaterunser, viele Rosenkränze, lange Stunden beten. Das Beten wird dabei sozusagen zu einer mit der Uhr messbaren Leistung. Aber so sagen es die zwei Geschichten eigentlich nicht. Der Freund klopft beim Freund persönlich an, die Witwe bringt ihr Anliegen persönlich und zudringlich vor, immer wieder, immer mit neuen eigenen Worten. Wichtiger noch als das «immer wieder» und das «Nicht-Nachlassen» ist das Vordringen zum angesprochenen Du. Jesus scheut dabei das anthropomorphe Reden von Gott nicht. Man darf so lange auf den Angesprochenen eindringen und es sich nicht verleiden lassen bis es jenem verleidet und er dann hilft, nur um endlich in Ruhe gelassen zu werden.

Dieser offenbar allzu menschliche Ansatz wird dann allerdings korrigiert: so ist Gott natürlich nicht. Er ist besser als jener Freund, er ist besser als dieser Richter. «Hört, was der ungerechte Richter sagt.» Erst recht wird doch «Gott seine Auserwählten nicht hinhalten, sondern ihnen zu ihrem Recht verhelfen».

Noch ein paar kleine Umstände sind der Beachtung wert:

Die Bittstellerin ist eine *Witwe.* Witwe ist in der Bibel ein Name für Rechtlose, jedenfalls für Menschen ohne rechtliche Stütze. Das heisst, bitten darf der, für den die natürlichen Hilfsmöglichkeiten ausgeschöpft sind. Man kann also Gott so zudringlich nur bitten, wenn man die natürlichen Möglichkeiten ohne Erfolg eingesetzt hat oder es keine gibt.

Die Witwe ist absolut überzeugt, dass der Richter die *Macht hat,* ihr Recht zu verschaffen. Das absolute Vertrauen ist Vorausssetzung des Bittgebetes. Vielleicht gehört der letzte Satz unseres Evangeliums hier hinein: «Wird der Menschensohn Glauben», solchen grossen Glauben «bei den Menschen vorfinden?»

Und schliesslich sind die Witwe und auch der Richter überzeugt, dass die Witwe *im Recht ist.* Ihr Anspruch gegenüber dem Gegner wird nicht angezweifelt. Sie erbittet nichts Ungerechtes oder Ungehöriges. Das gibt ihrer Bitte die nötige Kraft.

Wie aber ist es denn mit den unerhörten Gebeten? Um bei der Kirche zu bleiben: Wir beten, so lange ich weiss, um mehr Priesterberufe – und es werden ihrer immer weniger. Klosterfrauen beten um Nachwuchs für ihr Kloster – und doch sterben sie aus.

Könnte es sein, dass wir das Ziel, die lebendige und fortdauernde Seelsorge auch auf andern Wegen erreichen oder doch, dass wir noch lange nicht alle möglichen Wege zum Ziel gegangen sind?

Könnte es sein, dass wir nicht auf ein *Recht* pochen können, dass es Gottes freie Huld war, die uns bisher diese Formen von Kloster, diese Ausgestaltung des priesterlichen Amtes schenkte, und dass wir uns nicht auf etwas versteifen sollten, was zum Ziel nicht notwendig ist? Wie sagt es der Jakobusbrief (4,3): «Ihr erhaltet nicht um was ihr bittet, weil ihr schlecht bittet.»

Doch soll das Grundanliegen unseres Evangeliums deshalb nicht ausser acht gelassen werden: Die Jünger «sollen allzeit beten und darin nicht nachlassen». *Karl Schuler*

Der als Seelsorger tätige promovierte Theologe Karl Schuler, der 1968–1983 Mitredaktor der SKZ und 1972–1982 Bischofsvikar war, schreibt für uns regelmässig einen homiletischen Impuls zu den jeweils kommenden Sonntags- und Festtagsevangelien

nachkonziliaren Krise bei, die die Zeit nach 1965 kennzeichnet.

■ Frankreich: Avantgard des europäischen Katholizismus

Werfen wir einen Blick auf den kirchlichen Wiederaufbau in anderen europäischen Ländern, die, wenn auch in anderer Form, Opfer deutschen Grössenwahns geworden waren. Frankreich gehörte zwar zu den Siegermächten, hatte jedoch die Probleme zu bewältigen, die sich aus der Option zwischen Résistance und Kollaboration, zwischen bewaffnetem Widerstand und fügsamer Unterordnung unter das Regime von Vichy ergaben. Hier ging ein Riss durch den französischen Katholizismus. Er hinterliess wohl schmerzliche Wunden, hatte aber für die Gestalt der Kirche in der Nachkriegszeit kaum Bedeutung. Die Abberufung einiger Bischöfe, die allzulange loyal zu Marschall Pétain gehalten hatten, führte zu keiner Abspaltung. Hingegen konnten sich jene vorwiegend aus jungen, dynamischen Elementen bestehenden Kräfte im französischen Katholizismus durchsetzen, die das Unchristliche einer formalistischen Loyalität durchschaut und sich der Résistance angeschlossen hatten.

In den Nachkriegsjahren gelang dem renouveau catholique, der katholischen Erneuerung, die sich in den zwanziger und dreissiger Jahren angebahnt hatte, der Durchbruch in die Öffentlichkeit. Neben anderen geistigen Strömungen konnte er sich jene Geltung und Anerkennung verschaffen, die der Lebensform des Christentums in einer pluralistischen und weitgehend säkularisierten Gesellschaft am meisten entsprach. Die rigorose Trennung von Kirche und Staat, die sich in Frankreich seit dem Beginn des Jahrhunderts durchgesetzt hatte, wurde in der Nachkriegszeit durch finanzielle Zuwendungen für die katholischen Schulen etwas gemildert. Aber am Grundsatz der Trennung hielt man in Frankreich auch in kirchli-

chen Kreisen fest, nahezu wie an einem Glaubenssatz. Es hätte auch kaum eine Aussicht auf Änderung bestanden.

In Deutschland lief die Nachkriegsentwicklung in Richtung Privilegierung der Kirche und liess die Institution Kirche zum grössten privaten Arbeitgeber werden. Frankreich hingegen machte eine andere Entdeckung als indirekte Folge der deutschen Besetzung. Es entdeckte, dass die Entchristlichung des Landes noch viel weiter fortgeschritten sei, als vermutet wurde. Aus dem Entschluss einzelner Priester, die zum Arbeitsdienst in Deutschland verpflichteten Landsleute zu begleiten und ihnen beizustehen, erwuchs nach dem Kriege die Initiative der Arbeiterpriester, in die Fabriken zu gehen und die Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft zu teilen. Nur ein kleines Segment der Geistlichen beteiligte sich an diesem Experiment, das innerhalb der französischen Kirche keineswegs einhellige Befürworter fand. Die Gegner aus dem bürgerlichen Flügel erreichten schliesslich über römische Hebel einengende Vorschriften, die 1953 zur Krise der Arbeiterpriester und zur teilweisen Einstellung des Experimentes führten.

Während dieser Versuch kirchlicher Präsenz in der Arbeiterwelt das Ausmass der Entkirchlichung in vollem Ausmass freilegte, wurde die Kirche Ende der fünfziger Jahre in die Auseinandersetzungen um den Zerfall des französischen Kolonialreiches hineingezogen. Auch hier kam es zu Richtungskämpfen, die bis in das Schisma von Erzbischof Lefebvre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hineinreichen. In dieser Auseinandersetzung ging es um die Entlassung der Kolonialvölker in eigene Staatlichkeit und um Kritik an den Gewaltmethoden, mit denen der französische Staat und das Militär diese Entwicklung zu verhindern suchten. Bilanzierend lässt sich sagen, dass der französische Katholizismus der Nachkriegszeit eine gesellschaftliche Situation vorwegnahm, auf die das Zweite Vatikanische Konzil eine pastorale Antwort zu geben versuchte. In dieser Hinsicht kam der französischen Theologie stärker als der deutschen eine Vorreiterrolle zu, die mit den Namen Daniélou, de Lubac, Chenu und Congar verbunden ist.

■ Italien: Traditionskatholizismus in gemächlichem Wandel

Die Feststellung einer Vorreiterrolle trifft nicht für die Kirche in Italien in nachfaschistischer Zeit zu. Weder kam es hier zu dramatischen Konflikten noch zu aufsehenerregenden avantgardistischen Lösungsversuchen. Die Distanz des Papsttums zum Faschismus bremste die Unbesonnenheit einiger Kleriker, die sich vor den Karren des Faschismus spannen liessen. Die oft blutige Abrechnung mit dem Faschismus vollzogen die Parteien, die die unleugbare Realität der Resistenza zum übergreifenden Mythos aufbauschten. In ihrem kirchlichen Verhalten blieb die italienische Kirche traditionellen Verhaltensmustern verhaftet. Die katholische Aktion, von Papst Pius XII. gefördert, entwickelte sich zum verlängerten Arm der Hierarchie. Eine ins erste Jahrtausend der Christianisierung hineinreichende Altlast war die Vielzahl der Diözesen, und in ihrem Gefolge eine unzulängliche Verteilung des Klerus und der Ausbildungsstätten. Erst in den letzten zwei Jahrzehnten kam die Zusammenlegung der Diözesen allmählich in Bewegung. Eine eigenständige italienische Bischofskonferenz nahm erst, wie übrigens auch in Frankreich, während dem Zweiten Vatikanischen Konzil Gestalt an. So verwundert es nicht, dass die Eingaben des italienischen Episkopats zum 2. Vatikanischen Konzil auf Verwaltungsmassnahmen und dem Einschärfen alter Verbote hinausliefen.

Dennoch wäre es zumindest voreilig, den italienischen Katholizismus auf diese Negativposten festzulegen. Hier hat während und nach dem Konzil ein Lernprozess eingesetzt, der erstaunliche Früchte zeitigte. Italien ist jüngsten soziologischen Erhebungen zufolge das einzige europäische Land, in dem der Kirchenbesuch nicht rückläufig, sondern leicht angestiegen ist. Auch das Klischee der versteinerten und vergreisten Kurie, die den Papst gefangenhält, ein Klischee, dessen man sich in nördlichen Gefilden allzu vereinfachend bedient, lässt sich in dieser Form nicht aufrechthalten. Schliesslich ging der Konzilsgedanke, der das Verständnis von Kirche veränderte, von Angelo Roncalli, einem päpstlichen Diplomaten, aus. Ein anderer Kuriale, Giovanni Battista Montini, hat sich als perspektivenreicher Erzbischof von Mailand und beharrlicher Weiterführer des johanneischen Konzilsgedankens bewährt.

■ Gesamteuropäische Zusammenschlüsse

Auf einen zentralen Aspekt der Nachkriegsentwicklung ist noch hinzuweisen: Auf den Prozess des wirtschaftlichen und politischen Zusammenschlusses in Europa. Daran haben die Kirchen keinen direkten Anteil, auch wenn die Wegbereiter der europäischen Einigung vorwiegend überzeugte Christen, insbesondere Katholiken waren. Das Papsttum Pius' XII. hat diesen Kurs indirekt gefördert. Freilich trug diese Unterstützung der europäischen Einigung durch das Papsttum in Teilen des sozialistischen Lagers und in protestantischen Kreisen den Verdacht ein, eine vatikanische Verschwörung unter einem grossen Pfaffenhut zu sein. Erst spät haben die Kirchen die Bedeutung dieser Bestrebungen erkannt, die dem von Kriegen durchpflügten Kontinent nach Jahrhunderten zum ersten Mal den Frieden und die Verständigung brachten. Der kalte Krieg in den fünfziger Jahren bewog die Protestanten zur Gründung der Konferenz Europäischer Kirchen, um die gegenseitige Zusammenarbeit zu koordinieren. Gute Verbindungen bestehen auch zum Rat der Europäischen Bischofskonferenzen (1971), die bisher allzusehr im Schatten des Papsttums gestanden hatten. Das Sekretariat dieser gesamteuropäischen Kontaktstelle der Bischofskonferenzen befindet sich nicht in Rom, sondern in St. Gallen.

■ Innerkonfessioneller Hader als neue Last

Es liegt zeitweilig in der deutschen Art – und deutschschweizer Art –, Geschlossenheitsdenken zu übertreiben. In der Reaktion kann das, wie wir das heute erleben, zu radikalem Bruch mit der Institution Kirche führen. Die Einübung auf einen innerkirchlichen Pluralismus kam in Deutschland und in der Schweiz verhältnismässig spät zum Zuge. Während der klassische Antiklerikalismus, ein Erbgut katholischer Länder, praktisch ausgestorben ist, wachsen heute der Streit und die Sprachlosigkeit unter Christen des gleichen Bekenntnisses. Fundamentalismus ist eine durch alle Gesellschaften hindurch gehende Realität; der Vorwurf des Fundamentalismus kann aber auch ein Etikett sein, mit deren Hilfe Andersdenkende innerhalb der eigenen Konfession ausrangiert werden. Umgekehrt ist auch das Einstehen für notwendige Reformen wie zum Beispiel die Entkoppelung von Priestertum und Zölibat, keine Preisgabe unverzichtbaren Glaubensgutes.

Alfred Delp schrieb, im Angesicht des Todes, wenn die Kirchen der Menschheit noch einmal das Bild einer zankenden Christenheit zumuten, dann sind sie abgeschrieben. Damals dachte er nicht, dass Entzweiung und Hader im Raum der eigenen Konfession einmal die kirchliche Einheit in Frage stellen könnten. Leichter sei es, so meinen manche heute, sich mit Menschen ausserhalb des eigenen Konfessionszaunes zu verständigen als mit Dickköpfen innerhalb der eigenen Gemeinschaft. Das mag zutreffen. Aber gerade deshalb ist das Gespräch innerhalb des eigenen Bekenntnisses immer wieder zu

suchen. Wer den Dialog mit den Weltreligionen sucht, wird sich fragen lassen müssen, wieweit er zum Konsens innerhalb der eigenen Gemeinschaft fähig ist und diesen hier vorexerziert. Es geht nicht nur um die Glaubwürdigkeit der Institution, sondern auch um die des einzelnen Christen, insbesondere derjenigen wortführender Theologen. Nach mehr als fünfzig Jahren besitzen die Warnungen von Alfred Delp angesichts zunehmender Polarisierung eine bestürzende Aktualität.

Victor Conzemius

Der Kirchenhistoriker Victor Conzemius arbeitet, seit er als Professor für Kirchengeschichte der Theologischen Fakultät Luzern demissioniert hat, als freiberuflicher Publizist

Kirche in der Schweiz

Neuer Start des St. Galler Seelsorgerates

Am 17. September 1994 hatte sich der diözesane Seelsorgerat zusammen mit Bischof Otmar Mäder ins Bildungshaus in Fischingen zurückgezogen, um mit P. Walbert Bühlmann Einkehr zu halten. Es war eine Tagung, die wieder Mut gemacht hatte, weiterzuarbeiten. 168 Stunden später erfuhren die Ratsmitglieder, was in Fischingen erst der Bischof gewusst hatte, aber verpflichtet war, noch zu schweigen, dass er dem Papst den Rücktritt angeboten und dieser mit Datum vom 24. September auch angenommen wurde. Seither ruhte die Arbeit des Seelsorgerates, weil es keinen Bischof gab, den er hätte beraten können.

Bischof Ivo Fürer hat nach seiner Weihe die Räte wieder eingesetzt, und zwar für den Rest der Amtsperiode, die bis Sommer 1996 dauert. Wiederum am Samstag vor dem Bettag ist der Seelsorgerat erstmals wieder zusammengetreten. Die Frage: «Wie stellen sich Bischof und Seelsorgerat die Arbeit des Rates vor?» stand im Mittelpunkt der Aussprache im Pfarreiheim Buchs. Soll der Rat ein beratendes Gremium des Bischofs im Sinne einer «Pressure-group» sein, soll er einfach den Bischof zu mutigen Schritten anregen? Solche und ähnliche Fragen waren gestellt. Der Wunsch nach raschen Veränderungen nicht nur in der Ortskirche war unüberhörbar.

Heidi Müller-Lenzi überreichte dem Bischof ein Album mit Fotos und Texten von verschiedenen Mitgliedern des Rates. Auch da waren manche Wünsche, die zwar verständlich sind, aber den Rahmen dessen sprengen, was einem Ortsbischof möglich ist. Pfarrer Markus Büchel, der im Hinblick auf seine am 22. Oktober 1995 beginnende Arbeit als Leiter des Seelsorgeamtes an der Tagung teilgenommen hat, wurde eine Schale mit Erde und Samen als Zeichen dafür überreicht, dass Neues wachsen und aufblühen soll.

Bischof Ivo Fürer gab seiner Freude über die bisherige Arbeit des Seelsorgerates Ausdruck, den er vor über zwanzig Jahren im Auftrag von Bischof Josephus Hasler gegründet und als erster Präsident während vier Jahren geleitet hatte. Immer wieder gebe es in der Kirche Probleme, sagte er, die jedoch im Moment kaum lösbar seien. Er forderte die Frauen und Männer im Rat und darüber hinaus auf, nicht nur Anliegen zu formulieren, sondern auch zu überlegen, wo Schritte zu Veränderungen möglich und sinnvoll sind. Er warnte in diesem Zusammenhang vor einer «vorauseilenden Resignation».

Im November wird der Seelsorgerat in Quarten an einer Wochendtagung ein erstes Sachgeschäft erläutern und dort auch Rückschau halten auf die Arbeit seiner Delegierten in verschiedenen Kommissionen, die während des «Sabbatjahres» nicht untätig geblieben waren.

Noch vor dieser Tagung in Buchs war eine Fünferdelegation des diözesanen Seelsorgerates nach Weinfelden gefahren, um dort an einer Zusammenkunft des kantonalen Seelsorgerates der Thurgauer teilzunehmen, Erfahrungen auszutauschen und Einblick in dessen Arbeit zu nehmen. Es liegt auf der Hand, dass ein diözesaner Seelsorgerat eine andere Aufgabenstellung hat als ein kantonaler, einer von zehn innerhalb des grossen Bistums Basel. Er behandelt Themen, die für die Seelsorge innerhalb des Kantons von Bedeutung sind.

Ratspräsident Hans-Jörg Peter und Regionaldekan Erich Häring orientierten die St. Galler über die Gegebenheiten im Thurgau, wo mit Ausnahme der grossen Pfarreien fast überall Seelsorgeverbände geschaffen wurden. Trotz den Unterschieden sind auch zahlreiche Parallelen festgestellt worden, über die man bei anderer Gelegenheit weiter sprechen möchte. Da die Thurgauer Seelsorgeräte offensichtlich stark daran interessiert sind, einmal diesseits der Bistumsgrenze schnuppern zu dürfen, wird man bald zu einer Gegeneinladung ausholen müssen. Es wäre schade, wenn die nun geknüpften Kontakte sich wieder ins Nichts auflösen würden.

Arnold B. Stampfli

Arnold B. Stampfli ist Informationsbeauftragter des Bistums und des Katholischen Konfessionsteils des Kantons St. Gallen

■ **St. Gallen hat einen diözesanen Pfarrblattmantel**

«PfarreiForum» nennt sich der am 30. September 1995 erstmals erschienene Pfarrblattmantel, der von 42 Pfarreien in 29 Kirchgemeinden der Diözese St. Gallen übernommen wird – mit weiteren Zuzügern ab Neujahr 1996 darf gerechnet werden. Der neue Informationsträger will, wie es der Präsident des Trägervereins, Dr. Urs Josef Cavelti, in der ersten Nummer festhielt, «kirchliches Leben in unserem Bistum aufzeigen, informieren über Vorgänge in der Kirche und über Hintergründe». Die Idee eines gemeinsamen Pfarrblattes hat einen längeren und nicht ganz gradlinigen Weg hinter sich. Es will die Zusammengehörigkeit der Ortskirche bewusster machen und gleichzeitig die Eigenständigkeit der Pfarreien wahren. Es handelt sich um ein eigenständiges Organ; Herausgeber ist also nicht das Ordinariat, sondern der Trägerverein, gebildet aus den Kirchgemeinden, die mitmachen wollen. Als Redaktorin amtet die Theologin und Journalistin Evelyne Graf. Ihre Arbeit wird von einer siebenköpfigen Redaktionskommission wohlwollend kritisch begleitet. Die Startauflage des neuen Organs beläuft sich auf 38 000 Exemplare; es erscheint zwanzigmal jährlich.

Arnold B. Stampfli

Neue Bücher

Bioethik

Die Entwicklung der Medizin stellt den Menschen, sei es als Arzt oder als Angehörigen von Patienten, vor Handlungsmöglichkeiten, die das Beurteilungsver-

■ **Ethik in Zürich und in Europa**

Aus der räumlichen Zusammenführung des 1964 gegründeten Instituts für Sozialethik an der Theologischen Fakultät und der 1989 gegründeten Arbeits- und Forschungsstelle für Ethik am Philosophischen Seminar der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich in der Villa Abegg ergab sich dieses Jahr das *Ethik-Zentrum an der Universität Zürich* (Zollikerstrasse 117, 8008 Zürich). Dieses Zentrum für «Angewandte Ethik» ist das erste seiner Art in der Schweiz. Tätig ist es in den Bereichen Lehre, Forschung und Öffentlichkeitsarbeit.

Vom Ethik-Zentrum aus soll die Lehre und Forschung zur Ethik an der Universität betrieben und koordiniert werden; beabsichtigt ist zudem die interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den naturwissenschaftlichen Fakultäten der Universität und mit der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH).

Auf schweizerischer Ebene arbeitet das Ethik-Zentrum mit dem Schweizerischen Arbeitskreis für ethische Forschung, der Gesellschaft zur Förderung der ethischen Forschung und der Schweizerischen Gesellschaft für Biomedizinische Ethik zusammen. Auf europäischer Ebene arbeitet es mit der Europäischen Gesellschaft für ethische Forschung, der *Societas Ethica,* der mehr als zweihundert Philosophen und Theologen aus etwa zwanzig Ländern Europas angehören, zusammen. An der Jahrestagung vom 16.–20. August 1995 wurde das Präsidium dieser Gesellschaft für die nächsten vier Jahre neu bestellt; drei der vier Vorstandsmitglieder sind Mitarbeiter des Zürcher Ethik-Zentrums: Dr. Alberto Bondolfi wurde Präsident, Dr. Stefan Grotefeld Sekretär und Rudi Neuberth Quästor; zum Stellvertreter des Präsidenten wurde Dr. Denis Müller, Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Lausanne, gewählt.

Redaktion

mögen des moralischen Alltagsbewusstseins übersteigen. Was im täglichen Leben intuitiv einleuchtend ist und von jedem als richtig oder falsch beurteilt werden kann, scheint hier fragwürdig zu sein; gewohnte Massstäbe werden unbrauchbar. So stellt etwa die Möglichkeit der pränatalen Gendiagnose je nach Untersuchungsergebnis die Eltern des ungeborenen Kindes vor Entscheidungsprobleme, die sich ohne diese Technik gar nicht ergäben.[1] Oder die Möglichkeiten der technischen Aufrechterhaltung vegetativer Lebensfunktionen führt zur Frage, ob das Abschalten der Maschinen, an denen der Patient angeschlossen ist, als Töten oder als Sterbenlassen anzusehen ist; genauer gesagt: in dieser Situation spielt die aus dem Alltag vertraute Unterscheidung zwischen einer aktiven Handlung und einem blossen Geschehenlassen offensichtlich keine Rolle mehr. Oder – ein letztes Beispiel – ermöglicht es die In-vitro-Fertilisation einer sechzigjährigen Frau, noch Mutter zu werden, was dann dadurch gerechtfertigt wird, dass ja auch Männer in diesem Alter noch Vater werden «dürfen».

Angesichts solcher Probleme, deren Lösung die Betroffenen und die Gesellschaft eben nicht nur den medizinischen Experten überlassen können, ist die seit Jahren anhaltende und intensive bioethische Diskussion alles andere als erstaunlich. An ihr beteiligen sich Theologen, Philosophen, Juristen und Mediziner.[2] Der Bioethik kommt eine doppelte Aufgabe zu: Einerseits muss sie Personen in medizinisch-ethischen Konfliktsituationen beraten und ihnen beistehen können; das komplizierteste bioethische Theoriegebäude ist also nur soweit von Interesse, als es der Lösung konkreter Probleme dient. Und andererseits sollte die Bioethik den medizinischen Fortschritt und die medizinische Technik regulieren und orientieren können.

■ **Utilitarismus versus Wertethik**

Der hier anzuzeigende Sammelband[3] versteht die «Herausforderung der Bioethik» in einem doppelten Sinne: Es ist ja nicht nur so, dass die rasante Entwicklung der medizinischen Technik grosse Ansprüche an die ethische – und juristische – Reflexion stellt; vielmehr scheint gleichzeitig das moralische Alltagsbewusstsein durch die Bioethik selbst in Frage gestellt, wie die oben angeführten Beispiele zeigen. In einem ersten Teil legen zwei renommierte Autoren ihre Auffassung von der Art, wie die Bioethik zu argumentieren habe, dar. Der in Zürich lehrende Philosoph *Anton Leist* weist auf die Unmöglichkeit hin, eine kohärente Bioethik zu entwickeln, welche auf in der Natur, im (menschlichen) Leben verankerten Werten basiert. Solche Werte liessen sich nach Leist letztlich nur religiös fundieren, was aber in einer modernen pluralistischen Gesellschaft allgemeingültig nicht mehr machbar ist. Er plädiert deshalb für eine «interessenfundierte» Bioethik: Funktion der Moral ist es, (berechtigte?) Interessen zu fördern und zu schützen. Dieses Ausgangsprinzip führt dann natürlich zu einer liberalen Position in der Frage der Erlaubtheit des Schwangerschaftsabbruchs (denn der Embryo hat noch keine Interessen), der Euthanasie (auch irreversibel komatöse Menschen haben keine Interessen mehr) und zur prinzipiellen Erlaubtheit der Genmanipulation (denn Gene haben trivialerweise überhaupt keine Interessen). *Dieter Birnbacher,* ein im deutschsprachigen Raum führender Bioethiker, führt die Thesen von Leist insofern weiter, als er zeigt, dass eine utilitaristische Begründung der Ethik heute allein noch tragfähig sein kann; dass sich die Ethik damit wenigstens teilweise vom moralischen Alltagsbewusstsein entfernt, muss offensichtlich in Kauf genommen werden. Nur der Utilitarismus, so Birnbacher, kommt ohne religiös-metaphysische Basis aus, kann die Interessen und Bedürfnisse aller Betroffenen gleichmässig zur Geltung bringen und hat schliesslich auch die Chance, allgemein akzeptiert zu werden.

Meiner Meinung nach ist es freilich den beiden Autoren trotz der durchgehend sorgfältigen und differenzierten Argumentation nicht gelungen, wertethische Ansätze, wie sie die deontologische Begründungsmuster in der Tradition Immanuel Kants oder auch die katholische Moraltheologie darstellen, überzeugend auszuschalten. Es mag sein, dass Überzeugungen wie die von der unbedingten Würde des Menschen oder der Heiligkeit des Lebens nicht leicht argumentativ verteidigt werden können. Dennoch gehören sie aber weitgehend zu unserem moralischen Alltagsverständnis, sind sie, theologisch gesprochen, in unserem Gewissen verankert. Wie der in Bern lehrende evangelisch-theologische Ethiker Wolfgang Lienemann kürzlich gezeigt hat, könnte das Streben des Utilitarismus nach rationaler Einsehbarkeit eine unzulässige –

[1] Vgl. dazu als allgemeinverständliche und derzeit immer noch beste Einführung in diesen Teilbereich der Gentechnologie das Buch der Freiburger Moraltheologin Andrea Arz de Falco, Pränatale Diagnostik, Qualitätskontrolle für das werdende Leben (Ethik konkret 2), Freiburg-Zürich 1991.

[2] Vgl. Justitia et Pax (Hrsg.), Gentechnologie aus ethischer Sicht, Bern 1992.

[3] Johann S. Ach, Andreas Gaidt (Hrsg.), Herausforderung der Bioethik (problemata 130), Stuttgart-Bad Cannstatt 1993, 280 S.

mithin irrationale – Verkürzung der eigentlichen Problematik darstellen.[4] Denn der Utilitarismus kann nicht begründen, warum allein der Grundsatz der Nutzenmaximierung rational sein soll, und selbst wenn er das könnte, wäre noch unklar, was im einzelnen als «Nutzen» oder als «Schaden» zu gelten hätte. Da dieses Problem natürlich schon lange erkannt wurde, weichen Leist und Birnbacher vom «Nutzen» auf die Berechnungseinheit «Interesse» aus. Damit zeigt sich aber die mangelnde Tragfähigkeit des Utilitarismus erst recht: Die Fähigkeit, ein Interesse zu haben, ist notwendigerweise an das eigene Bewusstsein gebunden. Nur wer Bewusstsein hat (Menschen oder allenfalls auch höher entwickelte Tiere), «zählt». Abgesehen davon, dass ich diese These selbst für unhaltbar erachte, ist klar, dass sie nicht begründet wird, sondern direkt aus den – unbegründeten! – Voraussetzungen folgt. Eine Theorie, welche mit ihren Prämissen die Resultate derart weitgehend präjudiziert, ist aber äusserst problematisch. In dieser Hinsicht hat also der Utilitarismus seinen beiden hauptsächlichen Konkurrentinnen, der deontologischen Ethik und der Moraltheologie, nichts voraus.

■ Die Bewertungsmassstäbe

Der zweite Teil des hier vorzustellenden Bandes versammelt eine Reihe von Aufsätzen zu einzelnen bioethischen Themen. *Johann S. Ach* weist in einer weit ausgreifenden Untersuchung nach, dass es unmöglich ist, allein aufgrund äusserer Merkmale in der Entwicklung des Embryos einen Zeitpunkt zu bestimmen, von dem an von einem «Menschen» gesprochen werden kann, währenddem vorher noch kein «Mensch» im eigentlichen Sinne existierte. Sogar die Befruchtung der Eizelle kann nach Ach nicht widerspruchsfrei als Beginn menschlicher Existenz angesehen werden, denn auch Samen- und Eizellen sind lebende Organismen wie die befruchtete Eizelle auch. Mit anderen Worten: Der moralische Status von Embryonen lässt sich nicht in biologischen Merkmalen verankern. Das ist freilich eine für den Ethiker keineswegs überraschende Einsicht. Die Würde eines Menschen (oder überhaupt eines Lebewesens) kann nicht naturalistisch an einem bestimmten objektiven Merkmal (zum Beispiel Bewusstsein oder die Fähigkeit zur Schmerzempfindung) abgelesen werden, sondern wird ihm *zugeschrieben.* Es ist wichtig, diese Einsicht immer wieder vor Augen zu haben: Ein Lebewesen – sei es ein Mensch oder ein Tier – «hat» nicht eine bestimmte Würde in derselben Weise, wie es ein bestimmtes Gewicht oder ein bestimmtes Aussehen «hat»; diese Würde wird vielmehr von moralischen Subjekten – und das sind immer nur Menschen – *anerkannt.*

Der Philosoph *Ludwig Siep* weist in seinem Aufsatz auf die Krise unserer ethischen Bewertungsmassstäbe hin, die durch die Gentechnologie offengelegt – vielleicht sogar ausgelöst – wurde. Die durch die Ausweitung der Grenze des medizinisch-technisch Möglichen verursachte Zunahme der Belastung und Verantwortung für die Betroffenen ist grösser als der dadurch gewonnene Spielraum an freier Selbstbestimmung. Siep plädiert deshalb für ein eigentliches «Recht auf Unvollkommenheit». Weder der Mensch noch die nichtmenschliche Natur sollen auf gentechnologischem Wege einfach gnadenlos «optimiert» werden. Lediglich die Bekämpfung und Überwindung von konkretem Leiden können als Legitimation gentechnischer Manipulation auch der nichtmenschlichen Natur hinreichend sein.

Diese zurückhaltende These wird in ihrer Stossrichtung durch die Beiträge von zwei Medizinern bestärkt. *Urban Wiesing* erinnert eindringlich daran, dass der Eid des Hippokrates den Arzt dazu verpflichtet, dem einzelnen, konkreten Patienten nach bestem Wissen und Gewissen zu helfen. Am Beispiel der In-vitro-Fertilisation zeigt er dann aber, dass diese Bedingung nach den vorliegenden statistischen Untersuchungen zur Erfolgsquote dieser Behandlung kaum erfüllt ist. Mit anderen Worten: Die aufwendige Technik der Befruchtung im Reagenzglas ist alles andere als eine durch die ärztliche Ethik geforderte Therapie. Warum ist die In-vitro-Fertilisation, trotz ihrer grossen Belastung für die Patientin und trotzdem sie keineswegs eine gesicherte Therapie darstellt, dann aber so weit verbreitet? Der Grund wird von Wiesing in einer «Eigendynamik der Technologie» gesucht: Eine Frauenklinik kann es sich aus wirtschaftlichen Gründen gar nicht leisten, auf diesem prestigeträchtigen Gebiet nicht tätig zu sein.

■ Ethikkommissionen

Richard Toellner geht ausführlich auf die Tätigkeit der Ethikkommissionen in der BRD ein. Dieser Aufsatz ist aus politischen Gründen für die Schweiz besonders interessant, sollen doch in unserem Land mit der Ausführungsgesetzgebung zum Gentechnologie-Artikel der Bundesverfassung, der im Mai 1992 vom Volk angenommen wurde, ebenfalls Ethikkommissionen gebildet werden. Sie werden sicherlich teilweise ein anderes Aufgabenfeld haben als die entsprechenden Kommissionen in Deutschland; meines Erachtens müssten sie aber auch anders organisiert werden, als das Wiesing in einem zweiten Beitrag darstellt. In erster Linie müsste es darum gehen eine *gesamtschweizerische* Kommission zu bilden, die auch für den einzelnen Arzt bzw. das einzelne Institut *verbindliche* Entscheide treffen kann.

Die Lektüre des insgesamt anregenden Bandes (leider müssen von dieser positiven Beurteilung die beiden abschliessenden Beiträge von Wolfgang Lenzen und Georg Meggle ausgenommen werden) zeigt, dass bei keinem Autor theologische Argumente eine Rolle spielen. Die Position des katholischen Lehramtes[5] erscheint offensichtlich gar nicht mehr diskussionswürdig, auch wenn verschiedene philosophische und medizinische Autoren der Gentechnologie mindestens genauso kritisch gegenüberstehen. Dieser Umstand müsste zu denken geben, denn es ist doch irgend etwas falsch gelaufen, wenn gerade auch katholische Theologen zwar als Mitarbeiter und Berater in Ethikkommissionen geschätzt werden, die mit autoritativem Anspruch vorgetragene Beurteilung der Gentechnologie durch das römische Lehramt in ihrem argumentativen Gehalt aber schlicht ignoriert bzw. mit einer Nebenbemerkung abgetan wird.

Christian Kissling

Der im Fach Sozialethik promovierte Theologe Christian Kissling ist deutschsprachiger Sekretär der Schweizerischen Nationalkommission Justita et Pax

[4] Vgl. W. Lienemann, Das Wohl der Anderen. Zur Kritik der utilitaristischen Ethik bei Peter Singer, in: H.U. Germann u.a. (Hrsg.), Das Ethos der Liberalität (FS Ringeling) (Studien zur theologischen Ethik 54), Freiburg i.Ü.-Freiburg i.Br. 1993, 231–254.

[5] Vgl. Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über die Achtung vor dem Leben und die Würde der Fortpflanzung. Antworten auf einige aktuelle Fragen. 10. März 1987 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 74, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz).

Berichte

Kulturkampf oder Kulturkämpfe?

Geschichtsverein und Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, der kirchengeschichtliche Verein des Erzbistums Freiburg und die Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte hatten für den 21.–25. September 1994 zu einer gemein-

samen Studientagung nach Weingarten in die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingeladen. Diese Akademie, die in einem Flügel des ehemaligen Reichsstiftes Hausrecht geniesst, bot einen idealen Rahmen für Fachgespräche unter Kirchenhistorikern. Das Thema «Kulturkampf oder Kulturkämpfe? – Staat, Gesellschaft und Kirche im 19. Jahrhundert» hat die Herkunftsgebiete der Teilnehmer aus den drei verschiedenen, aber benachbarten Ländern grenzüberschreitend berührt und betroffen – in verschiedener Intensität und aus anderen, aber doch wieder ähnlichen historischen Prämissen.

Kirche und Staat

In seinem grundlegenden Einführungsreferat hat der emeritierte Ordinarius für neuere Geschichte und Schweizergeschichte der Universität Zürich *Peter Stadler* die Begriffe geklärt, Grenzen abgesteckt, Gemeinsamkeiten geortet und Unterschiede herausgestellt. Der Kulturkampf, dieser «Investiturstreit des 19. Jahrhunderts», war eine zeittypische Auseinandersetzung zwischen kirchlicher und laizistischer Kultur, zwischen katholischer Kirche und liberalem Staat. Eigentlich tobte der Kampf um die Emanzipation des modernen Staates von der alle Lebensbereiche reglementierenden Kirche. Und es war ja der Syllabus Pius' IX. (1864), der die Geister vollends scheidete und unüberwindlich scheinende Barrieren aufrichtete. Das Infallibilitätsdogma des Ersten Vatikanischen Konzils war der Höhepunkt dieser unheilvollen und im Grunde unnötigen Dramatik.

Peter Stadler arbeitete sodann in einer «Tour d'Europe» die Eigenarten der Kulturkämpfe in den verschiedenen Staaten Mitteleuropas heraus. Bei näherer, differenzierter Betrachtung kann man im Erscheinungsbild verschiedene Kulturkämpfe feststellen, Variationen des einen, alle verbindenden Themas «Kirche und Staat». Die Auseinandersetzungen in diesen Staaten hatten auch eine je andere Dynamik. Dasselbe kann man auch am schweizerischen Kulturkampf feststellen. Die Intensität ist von Kanton zu Kanton je nach seinen politisch-historischen Voraussetzungen verschieden.

Professor *Kurt Abels,* Freiburg i. Br., zeigte gut und farbig dokumentiert, wie die Auseinandersetzung Kirche und Staat in den sensiblen Bereich Schule und Bildung hineingreift. Die Kontroversen beissen sich an einem provozierend «modernen» Lesebuch für die Volksschule fest und weiten sich aus in der Kontroverse um ein «Kulturexamen» für die Zulassung zu kirchlichen Ämtern.

Clemens Rehm, Karlsruhe, zeigte mit dem Vorkämpfer für die Kirche in Baden, Heinrich Andlaw, den Begründer der Katholikentage, die aber in den Anfängen noch eine elitär exklusive Angelegenheit waren. Die Biographie dieses Bahnbrechers katholischer Öffentlichkeitsarbeit ist reich an überraschenden Details.

In der Schweiz

Victor Conzemius, Luzern, untersuchte den schweizerischen Kulturkampf genauer. War dieser Kulturkampf im noch jungen Bundesstaat ein Sonderfall oder ist er direkt paradigmatisch? Auch Victor Conzemius stellt wie Peter Stadler fest, dass der Kulturkampf kein gesamtschweizerisches Phänomen war. Die Bewegung ist in der Schweiz getragen von liberalen, radikalen Katholiken, Akademikern, die eine offene und aufgeklärte Schweiz wünschten. Victor Conzemius begann seine Darlegungen in den dreissiger Jahren – Fuchsen-Handel in Rapperswil und Badener Konferenz. Doch diese aufgeklärten Reformer zielten am katholischen Kirchenvolk vorbei. Nur wenige von diesen Progressiven hielten durch und wurden in ihrer Position Pioniere (Augustin Keller, Walter Munziger).

Der Referent stellte sodann die Überlegungsfrage: Haben wir heute nicht auch wieder einen Kulturkampf, der sich kirchenintern abspielt?

Markus Ries, der neue Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät in Luzern, präsentierte in seinem Vortrag die schwierigen Wege der Priesterausbildung und des Schulwesens im Bistum Basel, das zwar vom Fürstbistum Basel mit Residenz in Pruntrut den Namen übernommen hatte, aber eine staatskirchliche Neugründung durch damals radikal regierte Kantone darstellt. Es lag in der Natur der Sache, dass unter solchen Voraussetzungen die Seminarfrage Anlass zu allen nur möglichen Spannungen wurde: die Einflussnahme in die Seminarleitung, die kleinliche Finanzaufsicht, die Abhängigkeit des Seminareintritts von einer staatlichen Prüfung usw. Dazu kam eine stets latent vorhandene Angst vor jesuitischen Einflüssen. In diesem Zusammenhang kam es zur Überprüfung und auch zu Zurückweisungen gängiger Lehrbücher.

Das Seminarabkommen wurde 1872 gekündigt und damit die Priesterbildung erneut in Frage gestellt. Ries konnte auch anhand von statistischen Tabellen nachweisen, wie die Zahl der Primizen in solchen kirchenpolitischen Krisenzeiten zurückging.

Die Orden

Im 19. Jahrhundert spielte der nicht fassbare Ausdruck «den Jesuiten affilierte Orden» eine grosse Rolle. Tatsächlich hatten die Jesuiten keine solchen Satelliten; der Vorwurf «jesuitisch» zu sein, konnte beliebig unterstellt werden. Am meisten wurden aber die Redemptoristen, Ursulinen, Englischen Fräuleins und einzelne aus Frankreich herkommende Kongregationen mit diesem Vorwurf betroffen. Das Schicksal der Redemptoristen in Deutschland wurde von P. *Otto Weiss,* Historiker der Ordensleitung der Redemptoristen in Rom, eingehend und prägnant aufgezeigt. Die Redemptoristen wurden nach dem Anti-Jesuiten-Gesetz 1872 allgemein in der Nähe der Gesellschaft Jesu angesiedelt, ja direkt als Handlanger der Jesuiten verschrieen. Da half alle Aufklärungsarbeit der Liguorianer wenig. P. Weiss stellte auch die mühevolle Arbeit zur Wiederzulassung des volksnahen Ordens dar, wo Franz Xaver Kraus als Kontaktmann zur Preussischen Regierung seine guten Dienste leistete.

Als Pendant zu den Redemptoristen behandelte *Patrik Braun,* Sachbearbeiter der Kongregationen des 19. Jahrhunderts bei der «Helvetia Sacra» in Basel, das Thema «Schulschwestern und Schulbrüder im Ablauf des Kulturkampfes in der Schweiz (1866–1884)». Die Schule und ihr weltanschaulicher Einfluss war in der Zeit des Kulturkampfes ein heiss umstrittenes Politikum. Verschiedene Kongregationen wie die Marianisten Schulbrüder, die Ursulinen und die von P. Theodosius Florentini gegründeten Schwesternkongregationen von Ingenbohl und Menzingen hatten ihre Haupttätigkeit im Schulwesen. Im Kanton Bern (Jura) entzog man auf dem Höhepunkt des Kampfes den Lehrschwestern die Lehrpatente. Das führte zu heftigen Reaktionen. Die Absetzung des Diözesanbischofs Eugène Lachat, der aus dem Jura stammte, und die Amtsenthebung bischofstreuer Geistlicher führte zu erneuten Pressionen gegen die Schwestern, da sie treu und loyal zu ihren Seelsorgern standen.

Auch die Genfer Behörden gingen im Zusammenhang mit der Mermillod-Affäre gegen die Schulkongregationen vor. In der Diskussion um die eidgenössische Verfassungsrevision und um einen neuen Schulartikel entbrannte die Auseinandersetzung um das Wirken von Ordensleuten an den Primarschulen mit neuer Heftigkeit. Hier setzten sich aber viele katholische Kantone für die Lehrschwestern ein, die in ihren Gemeindeschulen unentbehrlich geworden waren und geschätzt für ihren selbstlosen Einsatz für die Kinder

bei geringen Ansprüchen an arme Berggemeinden.

Gisela Fleckenstein, Düsseldorf/Marburg, behandelte das Thema «Reaktionen der rheinischen Franziskaner auf die Kulturkampf-Gesetzgebung». Die Franziskanerklöster, von der Referentin wissenschaftlich bearbeitet, stehen hier exemplarisch auch für die anderen Orden mit ähnlichen Schicksalen und Reaktionen. Man reagierte zuerst mit dem Ausweichen ins grenznahe Ausland (Belgien, Niederlande) und der Errichtung neuer Niederlassungen mit zahlreichem Nachwuchs aus der Heimat. Von hier aus erfolgten Neugründungen in den beiden amerikanischen Kontinenten und in Palästina. So kann man als Folge des Kulturkampfes positive Auswirkungen feststellen, die nicht beabsichtigt waren.

■ In Württemberg

Ein weiterer Themenkreis wandte sich dem Kulturkampf in Württemberg zu (*Dominik Burkhard,* Ludwigsburg, und *Hubert Wolf,* Frankfurt am Main). Das Fazit dieser Untersuchungen könnte so umschrieben werden: Ein eigentlicher Kulturkampf fand in Württemberg – kleinere «Kulturkämpfle», die aus dem Rahmen fallen, ausgenommen – nicht statt.

Da ist um so erstaunlicher, als Württemberg seit 1862 ein Kirchengesetz hatte, das von ausgeprägt staatskirchlichem Geist inspiriert und mit den preussischen Kulturkampfgesetzen vergleichbar war. Dass Württemberg nur Randbeben des Kulturkampfes erfuhr, war das grosse Verdienst der beiden Exponenten von Kirche und Staat: des von der Konzilsgeschichte her bekannten Diözesanbischofs Carl Joseph von Hefele und des württembergischen Königs Karl. Beide gingen mit dem Kirchengesetz von 1862 betont pragmatisch um, den Ausgleich suchend, kirchliche und politische Heisssporne zurückbindend.

Hugo Wolf, Professor für Kirchengeschichte an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt am Main, hat in seinem Beitrag den Konzilsbischof plastisch dargestellt. Er ist Herausgeber und führender Mitarbeiter eines soeben erschienenen Sammelbandes «Zwischen Wahrheit und Gehorsam, Carl Joseph von Hefele (1809–1893)».

Mit dem Vortrag von *Konstantin Maier,* Eichstätt: «Die bayerischen Universitäten und Hochschulen als Ausbildungsstätten der preussischen Geistlichkeit im Kulturkampf», verliess man wieder die schwäbische Idylle und berührte eine bedeutende Folge des preussischen Kulturkampfes. Auch das Thema «Religion und Nation. Der Kulturkampf im Reichsland Elsass-Lothringen» führte in eine heisse Gegend des Kulturkampfes, der sich hier mit nationalistischen Federn schmückte.

Nach allen Vorträgen wurde rege und engagiert diskutiert. Doch die Thesen, die Dr. *Christoph Weber* aus Düsseldorf über die Frage: «War das Zentrum eine christliche Partei der Mitte?» vertrat, führten zu Rededuellen, die an Bundesdebatten erinnern mochten. Der junge Professor aus dem ehemals preussischen Gebiet verneinte eloquent und auch überzeugend, dass das Zentrum eine Partei der Mitte war. Es war – so Weber – eine rechtslastige, konservative und monarchistische Partei. Ihr Spezifikum ist darin zu sehen, dass diese Partei eine Partei katholischer Interessen war. Als solche erscheint sie gegen Papst und Bischöfe vorbehaltlos devot. Sie genoss die Unterstützung der Gemeindepfarrer, die ihr Kirchenvolk auf das Zentrum einspurten.

Diese Thesen erregten heftigen Widerspruch. Gegensätze wurden manifest: Norden und Süden Deutschlands (Preussen/Schwaben); aber auch alt und jung. Die ältere Generation hatte den wohl härtesten Kulturkampf der deutschen Geschichte erlebt (1933–1945). Die jüngere Generation steht diesen Ereignissen schon viel distanzierter gegenüber.

Die Präsenz von jungen Historikern war aber an dieser Tagung wohltuend erfrischend und, abgesehen von diesem heissen Eisen der Zentrumspartei, anregend und bereichernd.

Zu erwähnen ist zum Abschluss noch das kulturelle Rahmenprogramm: Professor *Rudolf Reinhard* von Tübingen, umsichtiger Leiter der Tagung und initiativer Präsident des Geschichtsvereins der Diözese Rottenburg-Stuttgart, führte uns durch die Repräsentationsräume der ehemaligen Reichsabtei und in die berühmte barocke Stiftskirche. *Heinrich Hamm,* der Stiftsorganist, präsentierte in einem Abendkonzert die monumentale Joseph-Gabler-Orgel. Der Festgottesdienst zum «Heilig-Leiber-Fest» in der vom Rokoko beschwingten ehemaligen Klosterkirche der Zisterzienserinnen von Baindt bildete einen krönenden und würdigen Abschluss der reichhaltigen und animierten Tagung.

Leo Ettlin

Der Kirchenhistoriker Dr. phil. P. Leo Ettlin OSB arbeitet an der SKZ vor allem als Rezensent mit

Platz für alle

Homosexuelle Menschen, die in einer solchen Beziehung leben, fühlen sich nicht angenommen von der institutionellen Kirche; viele Homosexuelle, die in der Kirche arbeiten, müssen ständig befürchten, «dass es auskäme» und sie deshalb ihre Anstellung verlören. Sie dürfen zwar so sein, aber nicht so leben. Eine Tagung kirchlicher Arbeitsstellen in St. Gallen stellte sich dieser Problematik mit dem Ziel, sie nicht mehr unter den Teppich zu wischen, sondern offenzulegen, damit Veränderung möglich wird.

Homosexualität ist etwas, das es zwar gibt, seit Menschen miteinander leben; aber sie ist mit einem Tabu belegt, grenzt solche Menschen aus in Gesellschaft und Kirche. Besonders die Kirche tut sich damit schwer, weil für sie gelebte Sexualität nur in der Ehe möglich ist. Zwar redet sie erbarmungsvoll von solch andersgearteten Menschen, verspricht auch Trost und Hilfe im seelsorgerlichen Gespräch, stösst sie jedoch damit in jene Kategorie von Leuten, die, wenn sie ihre eigene Art leben wollen, nicht der göttlichen Ordnung entsprechen. In den Papieren der Synode 72 steht: «Die gleichgeschlechtlich geneigten Menschen dürfen nicht geächtet werden. Die Gesellschaft muss sie in ihrer Menschenwürde respektieren und ihnen helfen, sich mit ihrer Neigung anzunehmen und in Verantwortung zu leben. Dies entspricht auch dem Verhalten Jesu gegenüber gesellschaftlich geächteten Menschen. Eine Einschränkung ist dort gefordert, wo das Wohl der Gesellschaft und besonders der Schutz der Jugend dies verlangen.» Dieser Text ist wohlwollend gehalten, lässt aber auch durchblicken, dass die Sache selbst doch nicht so sei, wie sie sein sollte. (Von asylsuchenden oder sonstwie behinderten Menschen wird ähnlich geredet.) Solange also homosexuelle Menschen, auch wenn sie rücksichtsvoll als «gleichgeschlechtlich Geneigte» bezeichnet werden, nicht das Recht haben, selbstverständlich ihre Sexualität so zu leben, dass verantwortungsvolles Menschsein damit ausgedrückt wird, solange müssen sie um eben dieses Recht kämpfen.

An einer Tagung in St. Gallen, von kirchlichen Arbeitsstellen ökumenisch vorbereitet, kamen diese Fragen zur Sprache. Es zeigte sich, dass nicht einfach theoretisch damit umgegangen werden kann. Zu viele und eingefleischte Vorurteile sitzen in uns selbst. So lag der Schwer-

punkt auf der Begegnung und dem Gespräch mit Schwulen und Lesben. In diesem kleinen Kreis war es möglich, offen zu reden, zu fragen und Ansichten zu revidieren. Dass am Anfang die Besinnung über die eigene sexuelle Entwicklung stand, zeigte, dass wir unsere je verschiedene Prägung miteinbeziehen müssen, um andere verstehen zu können.

Jedes Anderssein macht Angst. Die Erotik und Sexualität sind Gaben, die, weil sie so aufregend gut sind, auch ganz schnell in ihr Gegenteil umkippen können. Von daher ist zu verstehen, dass sie von allen Kulturen in Rituale und Gesetze eingebunden wurden, die dem Einzelnen und der Gesellschaft helfen sollten, damit umzugehen. Sie sind von daher auch Wandlungen unterworfen.

Walter Pfister weist darauf hin, dass in den wenigen Bibeltexten, die sich damit abgeben, daher immer der kulturell-religiöse Hintergrund miteinbezogen werden muss. So warnte Paulus vor der Homosexualität, weil in den heidnischen Fruchtbarkeitsriten solches dazugehörte. Davon galt es sich abzusetzen. Heute besteht diese Gefahr nicht mehr. Dafür andere, bei denen Paulus nicht mehr mitredet. Was würde er heute dazu sagen, dass Menschen, die ihre Veranlagung, ihre ihnen eigene Art, Mensch zu sein, in einer echten Beziehung auch leben wollen, diskriminiert und ausgeschlossen werden?

In Lev 18,22 heisst es: «Du sollst nicht bei einem Mann liegen, wie man bei einer Frau liegt.» Die israelitischen Reinheitsgesetze waren sehr einschränkend, denn das kleine Volk der Israeliten brauchte möglichst viel Nachwuchs (auch Männer für den Krieg) und wollte sich in klarster Weise von den Nachbarvölkern absetzen. Wer von den vermeintlich Bibeltreuen verzichtet heute auf Schweinefleisch, weil es damals als unrein verboten war? Wo bleibt da die Konsequenz?

«Und Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.» Gottes Schöpfung zeichnet sich durch grosse Buntheit, Vielfältigkeit und Variantenreichtum aus. So auch die menschlichen Beziehungsmöglichkeiten. Die Kriterien, wann sie gut seien, wann nicht, liegen dort, wo gefragt wird, ob wirkliches Leben gefördert oder unterdrückt wird.

■ Begegnung

In der Begegnung mit kirchlichen Mitarbeitern, Frauen und Männern, kam die Ungerechtigkeit knallhart heraus. Sie haben die Wahl, ihre Beziehung zu vertuschen, zu heucheln, zu tun als ob – oder sie stehen dazu und müssen in der ständigen Angst leben, deshalb ihren Beruf aufgeben zu müssen. Es sind Menschen, denen ihr kirchlicher Dienst Berufung ist. Sollten sie ihre Begabung da nicht einbringen können, gerade auch in dieser Form, die all denen hülfe, die in der gleichen Lage sind? Könnte es die nicht ermutigen, zu ihrer Eigenart zu stehen? Denn manche homosexuelle Menschen heiraten – und machen es sich und ihrem Partner oder der Partnerin sehr schwer – weil die Angst vor der Gesellschaft sie in diese verlogene Situation treibt. Es gehen so der Kirche Gaben verloren, die sie dringend bräuchte!

Bei dieser Begegnung stellte sich heraus, dass viele Ängste auf die Seite geräumt werden könnten, wenn die nötige Aufklärung passieren würde. Homosexuelle sind nicht identisch mit Kinderschändern! Meist tun das sogenannt normale Leute, die in ihrer beruflichen oder verwandtschaftlichen Stellung das Vertrauen der von ihnen Abhängigen missbrauchen. Schwule und lesbische Menschen sind nicht einfach solche, die wahllos ihre Beziehung wechseln und allein auf ihre Lust bedacht sind; allerdings sind ihre Beziehungen mehr bedroht, weil sie keine allgemein anerkannte Stellung dafür haben. So wäre auch ihr Anliegen zu verstehen, ihre Beziehung so zu deklarieren, dass auch die rechtlichen und gesellschaftlichen Konsequenzen mit einbezogen wären; sind da nicht neue Formen zu finden? Sie bedrohen auch nicht die christliche Ehe. Deren Verständnis hat sich ohnehin stark gewandelt und muss neu überdacht werden, denn heute steht vor allem die Frage der Beziehung im Vordergrund; Kinder können dazugehören, sind aber nicht mehr (als alleinige Garantie des Überlebens) notwendig. Eine menschliche Beziehung zu leben mit allen dazugehörenden Schwierigkeiten, das wollen auch Homosexuelle – ist so auch «Dienst am Leben».

Homosexualität macht noch immer Angst. Steht vielleicht, als mögliche Ursache, auch das Erleben unserer eigenen Sexualität auf schwachen Füssen? Wir haben diese Einteilung in männliche und weibliche menschliche Wesen. Die ist aber sehr grob und ungenau. Die Schöpfung ist da vielfältiger. Denn es gibt männlichere Frauen und weiblichere Männer; auf der breiten Palette der Sexualität sind alle Spielarten möglich. Jede hat ihre eigene Qualität und ihren spezifischen Sinn. Die *Norm* ist das, was für die meisten Lebensäusserungen, nicht nur die der Sexualität, zutrifft. Aber Künstler, Genies, Heilige haben sich nie an die Norm gehalten. Sie haben gerade deshalb zur wunderbaren Farbigkeit des Lebens beigetragen. Auch bei Homosexuellen gibt es alles: für uns liebenswürdige und uns nicht genehme Gestalten. Nur ihre extremen, uns fremden Darstellungen als schwul oder lesbisch zu bezeichnen, wäre genau so falsch, wie wenn wir schmachtende Weibchen und machomässige Redner als Prototypen der zwei Geschlechter hinstellen wollten.

Um eine wirkliche Veränderung herbeizuführen, die Gerechtigkeit für alle bringt, muss es an der Basis, das heisst bei uns anfangen. Wir können unsere Haltung ändern, wenn wir den Umgang mit schwulen und lesbischen Leuten für genau so selbstverständlich erachten wie den mit allen andern und uns deshalb mit ihnen zusammen wehren gegen jede Diskriminierung. Sie sind wie wir, haben Mucken und Begabungen, die wir alle einbringen ins Volk Gottes. Dann merkt vielleicht die gesetzgebende Kirche, dass sie nicht nur ihre Vorschriften ändern, sondern auch ihr Menschenbild, festgebunden an einer historisch bedingten Theologie, neu entdecken muss. Sie hätte dann – meine Meinung – auch mit andern Fragen, die sie heute belasten, weniger Mühe.

Griete Rüedi-Mattes

Griete Rüedi-Mattes ist Redaktorin bei der Zeitschrift «Mirjam»

Hinweise

Kirchentagung

Das Romero-Haus Luzern führt am 3./4. November 1995 eine Kirchentagung unter dem Titel «Kirche mit Zukunft – trotz allem?!» – gemeinsam mit der «Arbeitsstelle für Pfarreibildung» und der «Arbeitsstelle für kirchliche Erwachsenenbildung» – durch. In Referaten und Workshops werden Kirchenerfahrungen der Teilnehmenden theologisch und soziologisch geortet und Wege gesucht, wie Kirche – trotz allem – Zukunft hat. Referent ist Urs Baumann, Theologieprofessor an der Universität Tübingen; in der Aus- und Weiterbildung von Seelsorgern und Seelsorgerinnen und an Pfarreiwochenenden befasst er sich regelmässig mit der Thematik unserer Tagung. Anmeldung bis 25. Oktober 1995 an Romero-Haus, Kreuzbuchstrasse 44, 6006 Luzern, Telefon 041 - 31 52 43.

Mitgeteilt

Amtlicher Teil

Alle Bistümer

■ **Zum Sonntag der Weltmission 1995**

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

Als diözesane Missionsbeauftragte legen wir grossen Wert auf den nachstehenden Aufruf von Bischof Ivo Fürer, des Missionsverantwortlichen der Bischofskonferenz.

Zusammen mit dem Direktor von Missio und seinem Arbeitsteam hoffen und wünschen wir, dass der Sonntag der Weltmission für alle unsere Pfarreien in der Schweiz und in Liechtenstein ein Tag der erlebten Gemeinschaft wird.

An vielen Orten unserer Welt ist unsere Kirche Hoffnungsträger. Im Geben und Nehmen werden auch wir etwas von dieser Hoffnung erleben.

So hoffnungsvoll grüssen wir Sie herzlich,

Weihbischof *Paul Vollmar,* Chur
Thomas Perler, Deutschfreiburg
Paul Hutter, St. Gallen
Niklaus Arnold, Basel
P. *Pirmin Supersaxo,* Oberwallis
P. *Damian Weber,* Direktor Missio

Freiburg, 6. Oktober 1995

An die Pfarreiverantwortlichen in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein

Lieber Bruder, liebe Schwester im Glauben

Viele Pfarreien der Schweiz haben «Partner» in der Dritten Welt. Sie unterstützen eine bekannte Missionarin, einen bekannten Missionar oder übernehmen ein direktes Projekt. Viel Gutes wird getan.

Der «Sonntag der Weltmission», den wir am 22. Oktober in der Universalkirche begehen, zeigt auf, dass diese Projekthilfe nicht genügt. Es braucht auch die Unterstützung *aller* bedürftigen Lokalkirchen in der Dritten Welt, auch jener, die keine «Paten» in den industrialisierten Ländern haben. Diesem Anliegen ist Missio verpflichtet: Jedes Bistum, das die Kosten für die missionarische und seelsorgerliche Tätigkeit nicht aus eigener Kraft tragen oder durch Spenden von «Partnern» decken kann, erhält vom «Missio-Ausgleichsfonds der Weltkirche» jährlich einen fest zugesicherten Beitrag. Im Jahre 1994 waren dies 1022 Bistümer.

Ich weiss, dass die sogenannten Projekte der Direkthilfe, bei denen man die Empfänger einigermassen kennt, beliebter sind, als die anonymere Hilfe, für die Missio einsteht. Die Kollekte am Sonntag der Weltmission 1994 brachte 8,16 Prozent weniger Spenden ein als im Jahr zuvor. Einige Pfarreien haben sogar an diesem Tag eigene Projekte finanziert und dem «Ausgleichsfonds» nur ein Almosen geschenkt; ich bedaure diesen Mangel an gesamtkirchlicher Solidarität. Andererseits haben Pfarreien auch bei andern Gelegenheiten, zum Beispiel bei Firmungen oder Beerdigungen, der Missio gedacht. Für alle Anstrengungen danke ich sehr.

Mit meinem Dank für Ihren Einsatz vor einem Jahr verbinde ich die Bitte, dieses Jahr Ihre Bemühungen zur Gestaltung des «Sonntags der Weltmission» zu intensivieren und die Kollekte sehr zu empfehlen. Missio hat Ihnen dazu reichhaltiges Material gesandt, dessen Studium und Benützung Ihnen diese Aufgabe erleichtert.

Der Sonntag der Weltmission 1995 möge uns allen neu ins Bewusstsein rufen, dass wir «weltweit miteinander Kirche sind» (Missio-Slogan). Die «Jungen Kirchen» des Südens zählen auf uns.

Gott segne Sie. Mit freundlichen Grüssen

+*Ivo Fürer,* Bischof von St. Gallen
Missionsbeauftragter der Bischofskonferenz

St. Gallen, August 1995

Bistum Basel

■ **Treue zur Lebensentscheidung in Ehe und Ehelosigkeit**

Klausurtagung der Regionaldekanenkonferenz

Unter der Leitung von Regionaldekan Alfredo Sacchi, Zug, sind am 26./27. September 1995 Diözesanadministrator Joseph Candolfi, die Mitglieder des Bischofsrates und die Regionaldekane in Solothurn zu ihrer jährlichen Klausurtagung zusammengekommen.

Die pastoralen Folgen der jüngsten Vorgänge im Bistum Basel und die Situation, in der die hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kirchlichen Dienst im Bistum Basel wirken, waren Anlass, sich mit der Thematik «Treue zur Lebensentscheidung in Ehe und Ehelosigkeit» auseinanderzusetzen. Als Fachbegleiter konnte Dr. Reinhold Bärenz, Professor für Pastoraltheologie an der Theologischen Fakultät Luzern, gewonnen werden.

Aufgrund von Impulsreferaten über «Mehr Mut und weniger Angst», «Konkrete Wege aus der Angst» und «Anwendung auf unsere pastorale Praxis» tauschten die Teilnehmerin und Teilnehmer ihre Erfahrungen aus. Im Gebet und in der Eucharistiefeier sowie im gemütlichen Beisammensein konnte der «gemeinschaft-

Autoren und Autorinnen dieser Nummer

Dr. Victor Conzemius, Professor, Schädrütihalde 12, 6006 Luzern

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Dr. Christian Kissling, Justitia et Pax, Postfach 6872, 3001 Bern

Griete Rüedi-Mattes, Frohburgstrasse 92, 8006 Zürich

Dr. Karl Schuler, Gersauerstrasse 16, 6440 Brunnen

Arnold B. Stampfli, lic. oec. publ., Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Maihofstrasse 74, 6006 Luzern
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-39 53 27, Telefax 041-39 53 21

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol., Professor
Lindenfeldsteig 9, 6006 Luzern
Telefon 041-51 47 55
Urban Fink, lic. phil. et Dr. theol. des.
Postfach 7231, 8023 Zürich
Telefon 01-262 55 07
Josef Wick, lic. theol., Pfarrer
Rosenweg, 9410 Heiden
Telefon 071-91 17 53

Redaktioneller Mitarbeiter
Adrian Loretan, lic. theol., Dr. iur. can.
Lindauring 13, 6023 Rothenburg
Telefon 041-53 74 33

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Maihofstrasse 74
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041-39 53 86, Postcheck 60-16201-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 115.– zuzüglich MWST, Ausland Fr. 115.– zuzüglich MWST und Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost);
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 76.– zuzüglich MWST;
Einzelnummer: Fr. 3.– zuzüglich MWST und Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

liche Charakter» der Bistumsleitung vertieft werden. *Max Hofer,*
Informationsbeauftragter
29. September 1995

■ **Stellenausschreibung**

Für die vakante Pfarrstelle von *Erschwil* (SO) suchen wir einen Gemeindeleiter/eine Gemeindeleiterin. Es handelt sich um eine 50-%-Anstellung (siehe auch Inserat).

Interessenten melden sich bitte bis zum 31. Oktober 1995 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

■ **Marguerite, Maria-Theresia und Maria-Bernarda**

«Ausserhalb des Kreuzes gibt es keine andere Leiter, um zum Himmel emporzusteigen», sagte die heilige Rosa von Lima, die Peruanerin.

Und der heilige Paulus schrieb, dass Jesus Christus «der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen» ist (1 Tim 2,5).

«Ich werde meinen Himmel damit verbringen, auf Erden Gutes zu tun», schrieb die heilige Theresia von Lisieux.

«Die Einzigkeit der Mittlerschaft des Erlösers im geschöpflichen Bereich schliesst eine unterschiedliche Teilnahme an der einzigen Quelle in der Mitwirkung nicht aus, sondern erweckt sie», sagt das Zweite Vatikanische Konzil (LG 62).

«Jesus, der einzige Mittler, ist der Weg unseres Gebetes. Maria, seine und unsere Mutter, verstellt ihn nicht. Sie ist vielmehr nach der herkömmlichen bildlichen Darstellung im Osten und Westen ‹Wegweiserin› (Hodegetria) und ‹Wegzeichen› Christi», sagt der Katechismus der katholischen Kirche (Nr. 2674).

Marguerite Bays, die Bäuerin, die ganz in die Passion Jesu Christi versunken war, auch sie kann ihrerseits uns «den Weg zeigen». Sie sagt uns, wo die einzige Leiter ist, um zum Himmel emporzusteigen.

Was am kommenden 29. Oktober im Petersdom in Rom geschieht, ist für uns die Bestätigung dessen, was wir schon immer geglaubt haben: um Gott zu finden, müssen auch wir unserer eigenen Berufung gemäss dem Beispiel von Marguerite, Maria-Theresia und Maria-Bernarda folgen. *+ Pierre Mamie*
Bischof von Lausanne,
Genf und Freiburg

Neue Bücher

Verwandeln

Anselm Grün, Bilder von Verwandlung, Münsterschwarzacher Kleinschriften 71, Vier-Türme-Verlag, Münsterschwarzach 1993, 98 Seiten.

Das Büchlein geht von der Erkenntnis aus, dass ändern und verwandeln nicht dasselbe sind. Verwandeln enthält einen positiven Aspekt, es ist zumeist verbunden mit Einwirkung von Gnade und Erwählung. Anregungen zu diesem psychologisch und in der Folge auch spirituell interessanten Thema fand der bekannte Autor und Herausgeber der Kleinschriftenreihe bei C. G. Jung in den vielen Verwandlungsmärchen. Von dieser Grundlage her werden nun viele bekannte Perikopen des Alten und Neuen Testaments meditiert. Die Ergebnisse sind erstaunlich praktisch und positiv und ganz und gar nicht esoterisch. *Leo Ettlin*

Assisi 1996

Ziel unserer Angebote:

- Die Teilnehmer/innen in täglichen thematischen Schwerpunkten das Geheimnis des Franziskus erfahren lassen.
- Seine Impulse umsetzen für das persönliche Leben im Geist des Evangeliums und für den Dienst an und in der Pfarrei.
- Im Kontakt mit anderen engagierten Christen Anregung und Ermutigung erfahren, für eine von Laien mitgetragene geschwisterliche Kirche zu wirken.

Die bisherige, langjährige Erfahrung zeigt, dass sich die Teilnahme einer kleineren oder auch grösseren Gruppe aus der gleichen Pfarrei besonders fruchtbar auswirkt für das Pfarreileben.

Wanderwochen
Assisi–Spello–Gubbio–Montefalco-Bevagna–Cortona–Perugia–Todi–Spoleto
A/1 8.–16. Mai
A/2 ausgebucht
A/3 ausgebucht
A/4 1.–9. Juni
A/5 5.–13. Oktober

Herbstfahrten
Assisi–Spoleto–Greccio–Todi / La Verna–Arezzo / Siena
B 19.–27. September
C 27. September – 5. Oktober

Leitung Br. Hilarin Felder, Kapuziner, Schwyz, und Team
Preis Fr. 1240.— Hotel Vollpension (alle Zimmer D/WC), Ausflüge inkl. Mittagessen, Eintritte, Versicherungen (Reise, Unfall, Annullation), Reise Chiasso–Assisi retour.

Assisi für junge Menschen

J1 20.–28. Juli Leitung Br. Raphael Fässler + Team **Preis** Fr. 590.–
J2 5.–13. Oktober Leitung Br. Paul Zahner + Team Vergünstigungen möglich

Programme für alle Angebote: FG-Zentrale, Herrengasse 25, Postfach 661, 6431 Schwyz,
Telefon 043- 21 32 32 / Fax 043- 21 18 14
ab 24. 3. 96: Telefon 041-811 32 32 / Fax 041-810 18 14

Römisch-katholische Kirchgemeinde Erschwil

Für sofort oder nach Übereinkunft suchen wir einen

Diakon oder Pastoralassistenten/-in als Gemeindeleiter/-in

(50-%-Stelle)

Der definitive Aufgabenbereich wird im persönlichen Gespräch festgelegt. Im wesentlichen umfasst er die Gemeindeleitung sowie die Katechese.

Wir sind eine lebendige Pfarreigemeinschaft mit zahlreichen Laienmitarbeitern und -mitarbeiterinnen im solothurnischen Schwarzbubenland. Unser Pfarreisekretariat wird Sie zudem weitgehend von administrativen Belangen entlasten.

Bewerbungen mit Unterlagen sind zu richten an den Präsidenten der Kirchgemeinde, Reinhard Hänggi, Mühleweg 308, 4228 Erschwil, wo Sie auch gerne weitere Auskünfte einholen können

In eigener Sache: Zufriedene Inserenten

Die Fachpresse ist auch im Inseratenteil zielgruppenorientiert. Ob die Inseratenwerbung – zum Beispiel in der SKZ – aber ankommt, erfährt ein Inserent am unmittelbarsten, wenn Sie sich darauf beziehen. Zugleich leisten Sie der SKZ einen guten Dienst, denn auch wir sind auf zufriedene Inserenten angewiesen.

Die Alternative!

Ab sofort lieferbar
rote, weisse und bernsteinfarbene

Glasopferlichte

Die Gläubigen füllen selber nach.
Minimale Investition –
Maximaler Umweltschutz

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
KERZENFABRIK SURSEE
6210 Sursee Telefon 045 - 21 10 38

Schweizer **Opferlichte EREMITA**

direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT KERZEN

Einsenden an: Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln, Telefon 055-532381
Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort

Pfarrei-Reise 1996

Begegnungen
mit der Kirche in Russland

Östliche Spiritualität und Ikonen,
einfache Dorfkirchen und prächtige Kathedralen,
Begegnungen mit Pfarrgemeinden
auf dem Lande und in der Grossstadt,
zu Gast bei Bauern und in einer Kolchose

Wir haben ein Reiseprogramm vorbereitet, das Ihnen einen ganz aussergewöhnlichen Einblick in das Leben der Menschen gibt; bisherige Reiseteilnehmer kehrten tief beeindruckt zurück, bereichert um ein grossartiges und unvergessliches religiöses und kulturelles Erlebnis.

Die Ihnen zur Verfügung stehenden Detailinformationen und die ausgewählten Reiseführer ermöglichen es Ihnen, eine eigene Pfarreigruppe auch ohne Landeskenntnisse zu betreuen. Sie können das Reisedatum der 13tägigen Rundfahrt frei wählen; Mindestbeteiligung 15 Personen.

Telefonieren Sie uns,
um einen Besprechungstermin zu vereinbaren.

Orbis-Reisen
Neugasse 40, 9001 St. Gallen, Telefon 071-22 21 33
Reise- und Feriengenossenschaft
der Christlichen Sozialbewegung

Sie sind aufgeschlossen, kontaktfreudig und interessieren sich für eine neue Herausforderung. Wir suchen per sofort oder auf Schuljahr 1996/97 eine/einen

Seelsorgerin oder Seelsorger

für Buchrain – Perlen

Buchrain ist eine aufstrebende, lebendige und junge Vorortsgemeinde von Luzern. Die Pfarrei ist in zwei Gemeindeteile, Buchrain und Perlen, aufgeteilt und umfasst zirka 3300 Pfarreiangehörige.

In Ihrer Aufgabe unterstützen Sie Kirchenrat, Pfarreirat und engagierte kirchliche Vereine. Die Kirchgemeinde hat beschlossen, das Seelsorgeteam in Zusammenarbeit mit Ihnen zu erweitern. Sie haben die Möglichkeit Ihr Team aufzubauen.

Fühlen Sie sich angesprochen?

Für weitere Informationen steht Ihnen unsere Kirchenratspräsidentin gerne zur Verfügung.
Frau Marlis Schmidiger
Flurstrasse 6, 6033 Buchrain (LU)
Telefon 041 - 33 19 66,
ab 4.11.1995 neu: Telefon 041 - 440 19 66

GRABLICHTE / EWIGLICHTE

AETERNA ÖL-LICHTE

- jetzt neu in den kompostierbaren Facettenhüllen aus **BIOCELLAT**
- aus gehärtetem Pflanzenöl mit garantierter Brenndauer von 3 oder 7 oder 9 Tagen

- **AETERNA** garantiert für Reinheit und zuverlässige Funktion ihrer Produkte gemäss den RAL-Bestimmungen.

Verlangen Sie unverbindlich Unterlagen und Offerten.

Rudolf Müller AG
Kerzenfabrik, Bahnhofstrasse 12, 9450 Altstätten
Telefon 071/75 15 24, Fax 071/75 69 43

radio vatikan deutsch

täglich:
6.20 bis 6.40 Uhr, 20.20 bis 20.40 Uhr

MW: 1530 kHz, KW: 6245/7250/9645 kHz

Choche, glette, ~~pötze~~, (Büro), alles esch doch halb so schlemm; wenn me cha för öpper luege, macht me das doch gärn ond gschwend.

Versierte **Haushälterin**
sucht passende Stelle bei Pfarrer (und Team).

Angebote unter Chiffre 1723 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Bistum St. Gallen – Katholischer Konfessionsteil des Kantons St. Gallen

Infolge Pensionierung des bisherigen Stelleninhabers ist im Bistum St. Gallen die Stelle des/der

kirchlichen Informationsbeauftragten

mit Antritt auf den 1. April 1996 oder nach Vereinbarung neu zu besetzen. Die Tätigkeit umfasst die fachkompetente Informations- und Öffentlichkeitsarbeit für das Bischöfliche Ordinariat und den Katholischen Konfessionsteil.

Sie verfügen über:
- journalistische Ausbildung
- Medienerfahrung in Schrift und Wort
- Initiative und Selbständigkeit
- Interesse am kirchlichen Geschehen
- Bereitschaft zu besonderem Engagement im kirchlichen Bereich

Wir bieten:
- eine anspruchsvolle und abwechslungsreiche Tätigkeit als 80-%-Stelle konzipiert
- zeitgemässe Besoldung und Sozialleistungen nach Vereinbarung

Bewerbungen sind bis spätestens 10. November 1995 mit den üblichen Unterlagen zu richten an Herrn Hans Jörg Widrig, Bischöflicher Kanzler, Klosterhof 6b, 9000 St. Gallen (Telefon 071 - 22 20 96)

FRIEDEN · GERECHTIGKEIT · BEWAHRUNG DER SCHÖPFUNG

Schweizer
Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller

- in umweltfreundlichen Bechern – kein PVC
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

LIENERT KERZEN
Gebr. Lienert AG, Kerzenfabrik
8840 Einsiedeln
Telefon 055-532381

AZA 6002 LUZERN

0007531 77
Herrn Th. Pfammatter
Buchhandlung
6060 Sarnen

41/12. 10. 95